Die Perle von Palermo.

Zweiter Band.

Die Perle von Palermo.

Roman

von

Günther von Freiberg.

Verf. von „Aquarelle“ — „Fiametta“ ꝛc.

Zweiter Band.

Berlin, 1872.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Erstes Capitel.

„Was thust Du da, Egisto?“ fragte Padre Vincenzo am folgenden Tage des Herzogs Kammerdiener, „ich sehe Dich die Reisekoffer auspacken, nachdem Du sie eben nur geschlossen hattest?“

„Gott sei Dank, wir bleiben,“ erklärte der Kamerière; „aus der Reise zu den Krummnasen und Krummsäbeln wird vorläufig Nichts.“

„Dacht' es mir gleich,“ sagte der Pater, welcher sich mit einem zierlichen Frauenfächer Kühlung zuwehte, „Ende Mai nach Afrika! sich den Sonnenstich holen! Poffa di Bacco, das wäre ein Selbstmord gewesen! Die Signora Ottavia, die ich heute morgen besuchte, glaubte zwar unsern Medoro bereits abgereist, und behauptete hartnäckig, er müsse nach Tunis . . . grad' als ob sich's um eine Lebensfrage für ihn handelte . . . vielleicht will er mit dem dortigen Schiffseigenthümer, unserm reichen Lands-

manne Don Prospero, in geschäftliche Beziehungen treten; — ich rieth ihm tausend Mal, die Weinberge vortheilhafter zu verwerthen; — Prospero ist ein guter Zahler . . . auch Marmorausfuhren nach Afrika wären von großem, lucrativen Nutzen," — der Bibliothekar nahm eine Prise aus einer allerliebsten Dose, welche einer Bonbonnière glich, „aber Du weißt, Egisto mio, unser Herzog hat kein Interesse für dergleichen Speculationen, es fehlt ihm jeglicher mercantilischer Verstand —"

„Wohl wahr, Padre. So ist's ihm zum Beispiel ein Gräuel, wenn ich in die Lotterie setze. Zahlen sind ihm verhaßt. „Laß das Angeln und Jagen nach erbärmlichem Gewinn," sagt er mir oft, „bei mir leidest Du keine Noth" — und dann ist er im Stande, in die Schatulle zu greifen und mir ein paar Thaler an den Kopf zu werfen. Natürlicher Weise spiele ich nur noch hinter seinem Rücken."

„Er ist wie der selige Herzog; der meinte, es gäbe nur eine Todsünde, den Geiz."

„Ja, du lieber Gott, das können solche großen Herren wohl sagen, reverendissimo padre! — wir armen Erdenwürmer müssen unsern Lebensunterhalt im Schweiß unseres Angesichts erwerben, erlisten;

wir leben von den Brosamen, welche den Reichen vom Tische fallen; — sieh' da!" unterbrach der Kammerdiener seine Betrachtungen und prüfte scharfen Blickes einen pariser Ueberzieher seines eleganten Gebieters. „Hier ist eine Naht aufgetrennt — das hab' ich beim Einpacken ganz übersehen."

„Warum trennst Du sie noch weiter auf? Mit ein paar Stichen wäre dem Schaden abgeholfen —"

„Ei, da käme ich beim Padrone gut an! Geflickte Sachen darf ich bei Todesstrafe nicht seiner Garderobe einreihen, so gern ich es oft versuchte. Er ist nicht öconomisch, wie wir wissen."

„Der feine Tuchrock ist daher ein kleiner Brosame —" der Kaplan räusperte sich lächelnd.

„Santa Rosalie, ich soll immer in schwarzer Civilkleidung einhergehen —"

„Verstehe! Was ist denn das für eine niedliche Schachtel auf des Koffers Grunde?"

„Pastillen gegen die Seekrankheit vom französischen Drogueriehändler; auf alle Fälle legte ich sie zum Uebrigen."

„Laß mich das hübsche Bildchen auf dem Deckel sehen! Wie elegant die Franzosen so Etwas ausstatten, ganz charmant — Rose — Pompon lautet

der Name des schmucken Kindes, — wahrlich, solch Frätzchen ist die beste Reklame für den süßen Inhalt. Aha, ich besinne mich: Rose Pompon ist die anbetungswürdige Grisette aus dem verbotenen Roman, dem „ewigen Juden“. Wahrscheinlich veredelte „Pfeffermünz- oder Anisplätzchen?“

„Ist's gefällig, Padre, so bedienen Sie sich.“

„Recht gern, aber die Schachtel ist zugeklebt — nun, es thut nichts, ich nehme sie mit mir. Hole sie nachher wieder ab, hörst Du?“

„Hat keine Eile — wer fragt nach den Zuckerkrümchen! die gehören zu dem allgemeinen Abfall, zu den Brosamen im Kleinen.“

„Addio, Egisto.“ Padre Vincenzo klemmte seine Schachtel mit der rosenwangigen Grisette unter den linken Arm und begab sich auf sein Studirzimmer, vermuthlich um die Pastillen chemisch zu analysiren im Interesse der leidenden Menschheit. —

Medoro war aus seinem Schlafgemach, worin er wenig Ruhe gefunden hatte, in den Garten hinuntergegangen. Er lechzte nach frischer Luft, nach dichtem, kühlen Schatten, um seine Nerven zu beruhigen, denn der Sturm seines Innern tobte fort. „Ich bin krank, wie ich es noch nie im Leben war,“

sagte er sich und tauchte die fieberheiße Rechte in das Bassin des Springbrunnens, „und doch scheint mir dagegen die Gesundheit meiner vergangenen Tage jammervoll nüchtern, und ich will keine Genesung. Lieber einen lodernden Meleagerbrand im Herzen, als todte Asche! lieber Flammenbäche in den Adern, als vor der Zeit erkaltete Pulse!“

Eine zahme Antilope — die Gemse der Wüste — kam zutraulich herbei und legte ihr feines, intelligentes Köpfchen auf Medoro's Knie. „Dein Blick thut wohl,“ sagte der Herzog träumerisch und liebkosete das schlanke Thierchen „zwar ist er dunkel, doch so kindlich lieb, so mondscheinsanft wie ihr Kindesblick! Ja, solcher Augen bedarf es, solcher, die nicht trügen können, um mich, den Libertin, den Teufel — und als was sie mich sonst noch verschreien! — zum treusten, dankbarsten Sclaven zu machen.“

Er küßte den schlanken Hals der Antilope zu wiederholten Malen mit der liebreichen Zärtlichkeit, die ihm eigen war, und ihm sogar vernunftlose Creaturen magnetisch folgen hieß. Das sprödeste Wild, die scheuesten Vögel pflegten sich ungewöhnlich bald an ihn zu gewöhnen, das Futter aus keiner Hand, als aus der seinigen nehmend.

Woher wären auch die Fabeln von Zaubern und Sirenen entstanden, wenn es nicht von jeher Menschen von besonderer Liebenswürdigkeit und verführerischer Anziehungskraft gegeben hätte? Jede Mythe, klinge sie noch so phantastisch, weist uns auf die Wirklichkeit zurück.

„Was wäre aus mir geworden, wenn Margarita mir nicht mehr begegnet wäre nach dem Feste? Ein Verzweifelter! giebt es da noch eine Frage?“ träumte er weiter vor sich hin, „oder schlimmer: ein vor Groll und Trotz Besinnungsloser, der sich am Ende fortgeworfen hätte, mit einer Thörin wie Palmyra . . . o Schmach! wozu noch nachträglich elend daran denken! . . . Indessen, wie beginn' ich es, mein leichtsinniges Versprechen, was ich der Unerträglichen gab, aufzuheben, ohne mir neue Plagereien zuzuziehen?“ Er schlug sich vor die Stirn.

„Ich kann es mir wahrlich selber nicht verzeihen,“ fuhr er fort, „statt zu schwärmen in wunderbar süßer Erinnerung, mir zu wiederholen: sie liebt mich! ihre Seufzer trank meine Lippe! — statt dessen muß eigne Schuld mein erstes Glücksbewußtsein trüben, ja recht erbärmlich muß ich mir den Tag verderben, den ersten grade, der nach langen, langen

Zeiten neuen Lebensodem, neuen unverhofften Frühling bringt!"

Um das Selbstgespräch Medoro's vollkommen zu verstehen, müssen wir uns noch einmal den vergangenen Abend in's Gedächtniß zurückrufen, den Leser nachträglich auf ein Gespräch zwischen dem Herzog und Palmyra hinweisend.

Jenes Gespräch knüpfte sich unglücklicher Weise gleich nachdem unser Held, von Margarita's „Verrath" im tiefsten getroffen, die Lilie fortgeschleudert hatte. Palmyra, die ihm zufällig unter die Augen trat, wußte nicht, welch' gefährliches Spiel sie trieb, indem sie ihm schmeichelte, sich über Zurücksetzung und dergleichen mehr sanft beklagte. Medoro sah plötzlich in ihr ein Werkzeug seiner Rache, — wenigstens dämmerte verworren ein ähnlicher Gedanke in ihm auf, wofern er überhaupt eines Gedankens fähig war. Palmyra, von Beatrice über Medoro's Abreise unterichtet, bat den „Freund," ihretwillen vierundzwanzig Stunden später aufzubrechen und den folgenden Abend zuguterletzt im Alhambra-Palaste zuzubringen. Dabei reichte sie ihm die Namensliste aller Derjenigen, die sie einzuladen gedachte.

„Aendern, vervollständigen Sie nach Belieben, —

ich möchte, daß Sie eine Gesellschaft ganz nach Ihrem Geschmack bei mir anträfen."

Obenan las Medoro: Die Marchesa Oliero als Wirthin. Alsdann: Der Herzog von Ossunna.

Ohne viel zu wissen, was er that, riß Medoro den Zettel mitten durch, so daß auf einer Hälfte nur Palmyra's und sein Name stehen blieb. Die andere Hälfte zerdrückte er in der Hand. „Genügen nicht Zwei, sich zu unterhalten?

Palmyra sagte nicht Nein. —

Mochte nun der Herzog nach Allem, was die nächste Stunde darauf ihm offenbarte, und vollends bei hellem, lichten Tage sinnen und sinnen: wie sein vorschnelles Verfahren ungeschehen zu machen sei, — nur zu gut wußte er, daß keine Frau eine Unhöflichkeit verzeiht. Ferner lehrte ihn die Erfahrung, daß es in jeder Beziehung gefährlich, eine Sicilianerin zur Feindin zu haben. Nicht für sich selber, zagte er; doch schon begann er für Margarita zu fürchten, möglichen Falls die Marchesa vorzeitig erspähen könnte, wie theuer Lauri's Tochter Demjenigen, dessen Blasirtheit sie allzu gern — auf Beatrice's Rath — kuriren wollte.

Schließlich beruhigte Medoro die Voraussetzung,

Palmyra wäre nicht anders als scherzend auf seine Galanterie eingegangen. „Ich werde Gesellschaft bei ihr finden,“ tröstete er sich; hatte doch auf der verhängnißvollen Liste Don Cosimo und Margarita nicht gefehlt; der Geliebten anders denn unter Menschen zu begegnen, war ihm nicht gegönnt . . . aber noch hatte jede Aussicht auf ein Wiedersehen mit ihr den höchsten Reiz; noch begnügte er sich mit dem, was ihm gegönnt war, oder vielmehr: noch wähnte er, solcher Geduld fähig zu sein . . . in ihrer Nähe athmen, das war der Preis! mit dem „wo“ und „wie“ durfte er nicht markten.

Und so wich bald jedes weitere Grübeln und Bedenken der holden Freude, die der schwärmerisch Liebende sich vom bevorstehenden Abend nunmehr fest versprach. Nicht ohne Beschämung dachte er freilich an das Schwesterherz hinter den Klostermauern.

„Meine arme Ottavia erwartet Margarita's Kommen und glaubt mich bereits über den wichtigen Lebens-Rubicon hinweggeschritten, — während ich als Besiegter die Waffen streckte!“

Frühzeitiger als er sonst in Gesellschaften zu erscheinen pflegte, war Medoro im Alhambra-Palaste

zur Stelle. Wieder leuchtete der Vollmond am Himmel und versilberte die durchbrochenen Zinnen und Thürmchen des phantastischen Gebäudes; tiefstes Schweigen rings umher; in den duftenden Gärten allein zirpte die Grille, welche Anacreon in einer ähnlichen Nacht besungen haben mag; — in weiter Ferne klang ab und zu der Gesang eines Fischers, der mit brennender Fackel in das Meer hinaus fuhr.

Es befremdete Medoro, keinen Wagen vor dem Portale halten zu sehen. Indessen alle Diener trugen vollste Galalivrée, wie bei feierlichen Gelegenheiten. Auch sah er, indem er den teppichbelegten innern Hof überschritt, daß die große Galerie des Empfangslocales erleuchtet war; sanftes Licht schimmerte durch die rothen Vorhänge der Spitzbogenfenster.

Unten an der Treppe standen vier Mohren in orientalischer Kleidung. Als der herzogliche Gast an ihnen vorüberkam, neigten sie sich, berührten mit der rechten Hand den Fußboden, alsdann Herz, Mund und Stirn, — der morgenländische Gruß, der da bedeutet: „Dir meine Ehrfurcht, mein Herz, meine Worte und Gedanken.“

Oberhalb der Stiegen, am Eingange jenes Vestibüles, wo Norina ihre Freistunden vertanzte und

die Mosaiken der Wände mit Orangen warf, befanden sich andere Diener, zwar weiß von Farbe, doch ebenso unterwürfig und schweigsam als die schwarzen Collegen. Einer jener betreßten Lakaien folgte Medoro durch den unermeßlich hohen und geräumigen Ballsaal, der strahlend erleuchtet, aber leer, ganz leer war. Unser Held blickte hinauf zu der Galerie, wo sonst das Orchester seinen Platz einnahm, — kein Musikant war zu sehen . . . der prachtvolle Raum, welcher einer bunten Moschée glich, war wie ausgestorben. Trotzdem sprang eine hohe Wassergarbe aus dem Porphyrbecken in der Mitte des Saales . . . „Ein Beweis, daß heute Abend viele Gäste erwartet werden," sagte sich Medoro von Neuem.

Zum Umkehren wäre es jeden Falls zu spät gewesen, daher war jedes Bedenken überflüssig. Dennoch wurde Medoro mit jedem Schritte bedenklicher. Seine Stirn verfinsterte sich, je funkelnder die Wandmuster aus kostbaren Steinarten ihm in die Augen blitzten. Noch einen Corridor galt es entlang zu gehen . . . . „Diese ewigen Arabesken verwirren den Blick, machen nervös," tadelte innerlich Ossunna, „immer nur Gold und Silber auf rothen und blauen Feldern, es ist nicht zum Aushalten."

Was ihn außerdem verdroß, war — seiner Einbildung nach wenigstens — ein gewisser erwartungsvoller Ausdruck in den Mienen der sämmtlichen Dienerschaft, der nichts Geringeres zu bedeuten schien, als das Bewußtsein:

„Im Herzoge de Ossunna sehen wir unsern künftigen Herren und Gebieter.“ —

Aus dem Conversationszimmer drang nicht das mindeste Stimmengeräusch, welches doch jede Unterhaltung mehrerer Personen mit sich bringt.

Sollte Palmyra wirklich allein des Gastes harren und dadurch bekennen, was Medoro mit Abscheu erfüllt hätte?

Kein Zweifel mehr; er war der einzige Gast im lampenhellen Salon.

Die Frage: „Ich komme wohl zu früh, bin der Erste aller Geladenen?“ schwebte auf seinen Lippen. Indessen, der Takt, der ihn nie verließ, hinderte ihn, zu dem Diener jene Frage laut werden zu lassen. — Die Herrin der Alhambraburg wäre dadurch vielleicht zum Gespötte ihres Gesindes geworden.

Und war Medoro nicht schließlich an Allem selber schuld? Fand er es nicht, wie er gewollt?

Oder führte die Marchesa eine harmlose Ueber-

raschung im Schilde, da sie selber noch immer nicht zum Vorschein kam? Mochte damit etwa das geheimniß-volle Wesen der Bedienten zusammenhängen?

Jetzt lüftete der dienstbare Geist eine goldge-wirkte Portiere. Medoro blickte in ein Zimmer, was er bisher nie betreten hatte.

Sowie er die Schwelle überschritten, that sich der schwere Vorhang hinter ihm zu.

Selbst dem Verwöhntesten hätte der Anblick dieses feenhaften Gemachs einen Ruf beifälliger Ueberraschung entlockt. Wäre Medoro, der viel Ge-schmack und Schönheitssinn besaß, unbefangen, in heiterer Stimmung gewesen, — ohne Zweifel hätte ihm Byrons „Braut von Abydos" einfallen müssen: das Thurmzimmer Suleika's, von dem der zweite Ge-sang erzählt, konnte sich die Phantasie des britischen Lord unmöglich reizender ausgemalt haben.

Hinter den tiefherabgehenden Fenstern aus bunt-farbigem Glase, von unten auf zur Hälfte mit Gold-stäben vergittert — schillerte das mondbeglänzte Meer. Von der gewölbten Decke herab hing eine große Ampel, verziert mit unzähligen Seidenquasten, wie man deren in den Häusern der reichen Mosle-minen findet. Aus Räucherbecken auf schlanken

Bronze-Gestellen duftete Serailparfüm; zwischen hohen Spiegelpfeilern colossale japanesische Vasen voller blühender Rosen und Magnolusblüthen; Perlmuttertischchen aus Kairo; und schwarz goldene Schirmwände aus chinesischem Lack; nichts fehlte. Jede Sultana hätte gern auf den Ottomanen ausgeruht; prächtige, gewirkte Stoffe überzogen die weichen Polster und die Kissen, welche auf den Teppichen lagen. In einer Nische aus Krystallen und Muscheln hingen an mächtigen Korallenzacken Federwedel; Handspiegelchen; kleine, kurze Pfeifen; Musikinstrumente bizarrster Form; genug sämmtliche Luxusgegenstände, ohne welche der Kiosk einer vornehmen Orientalin nicht gedacht werden kann.

Aber der Herzog gab sich nicht einmal die Mühe, auf alle reizenden Einzelnheiten zu achten . . . er dachte an das Musikzimmer der Villa Glencora mit den schwebenden Figuren der Wandmalereien; er dachte, wie er wohl bald genug dem kritischen tête-à-tête was ihn erwartete, entrinnen könnte; — ach, er war mit Herz und Sinn, Aug' und Ohr weit, weit von dem üppigen Gemache der schönen Wittwe entfernt.

Hätte sie es geahnt, nie und nimmer wäre sie

eingetreten. So aber, siegesgewiß und liebeathmend, träumte sie bereits von einem Roman mit Ossunna auf irgend einer romantischen Insel. „Guten Abend, Don Medoro!“ flüsterte sie zärtlich und reichte ihm beide Hände; lächelnd fügte sie hinzu: „Wie Sie es wünschten!“ Darauf ein leichtes Achselzucken, als wollte sie sagen: „Schlimm genug, daß ich Dir gehorche, aber ich bin einmal nicht stärker!“

Palmyra war sinnverwirrend gekleidet, trotzdem sie nur eine einzige Schmucksache an sich trug, eine Armspange, in welcher Medoro zu seinem Schrecken sein eigenes Geschenk aus früheren Zeiten erkannte. Das Kleid der Marchesa aus nebelfeinem indischen Mousselin, mit reichen Borten aus granatrother, offner Seide bestickt, hatte auf einer französischen Industrieausstellung den Preis javanesischer Modeartikel davon getragen und war der unersättlichen Putzsucht der verschwenderischen Frau — durch Vermittlung einer pariser Verkäuferin — zu Theil geworden. Der fabelhafte Preis dieser zarten Toilette, die kaum mehr als einmal zu tragen war, hatte Palmyra nicht im Mindesten zurückgeschreckt. Elastische Goldbinden schlangen sich durch die reichen Flechten ihres nachtschwarzen Haares und endeten in zwei rothseidenen

Puscheln, welche graziös auf die Schultern niederhingen. Einige dazwischengesteckte, frische Narzissen vervollständigten die reizende Frisur; den Gürtel schmückte gleichfalls ein Sträußchen dieser duftenden Silbersterne.

Die Herrin der Alhambraburg sah bildschön aus, — das war unbestreitbar.

Medoro aber hatte sein Leben lang ihres Gleichen in ähnlicher Umgebung gesehen, — Palmyra glich der Flamme, die nur leuchten nicht erwärmen konnte. Daher vermochte der Frost seiner Unzugänglichkeit nicht aufzuthauen. Dennoch war er zu gewandt, auch zu sehr mit der angebornen nationalen Schlauheit ausgerüstet, um in den Augen der Erwartungsvollen eine trübselige Rolle zu spielen; um Herr der schwierigen Situation zu bleiben, schlug er sofort einen Ton an, welcher nichts weniger als galant und leichtfertig, der Marchesa höchst schmeichelhaft sein mußte. Der Spötter! er behandelte sie wie eine Frau von unerschütterlichen Grundsätzen, nicht wie eine Unvorsichtige, die ihren Ruf ohne Weiteres auf das Spiel setzte. Dadurch gewann sie die Ueberzeugung, er meine es ernst mit ihr, er wolle vorzugsweise ihre vollste Achtung, ihr Vertrauen, dann erst

ihre vollste Gunst gewinnen. So vollzog sich unter seinen Augen die wunderbare Metamorphose, daß die Odaliske des haremartigen Gemaches plötzlich als andächtig auflauschendes Weib ihm gegenüber stand, und eine gewisse Sanftmuth sich über sie breitete wie ein züchtiger Schleier.

Nicht als Bacchantin reichte sie ihm den Becher voller süßen Sorbets, vielmehr lag die Fürsorge einer Hausfrau in der Art und Weise, womit sie ihn aufforderte, nicht trockenen Mundes zu bleiben.

Und er nippte von dem ambrosischen Getränk und dachte bei sich: „O Hohn! da binde ich mir kalten Blutes die Maske des Edelmuthes vor, treibe ein Spiel mit der Armen, ein Spiel nicht weniger strafbar, als wenn ich ihr gedankenloses Verfahren zu meinem Vortheil ausbeutete! Da red' ich das Blaue vom Himmel herunter, um ihr vorzuspiegeln: sie sei eine Madonna, und vor einer solchen würden profane Wünsche zur Andacht .... o, ich Heuchler! Jedoch was bleibt mir sonst? welch anderes Mittel gäbe es wohl, mich hindurchzufädeln und mit Anstand den Rückzug anzutreten?"

Entbehrte mitunter eine seiner schönen Redensarten der Logik, und schien selbst die übrigens nicht allzu

scharfsinnige Marchesa zu stutzen, so kam ihm der Wohlklang seiner bestrickenden Stimme zu Hülfe, und Palmyra dachte nicht mehr darüber nach, was er sagte, nur wie er es vortrug. Eins blieb ihr klar: sie fühlte sich von ihm über ihr Verdienst geschätzt; daher die Rührung, welche schließlich ihr anfangs stürmisch erregtes Wesen dämpfte.

Nach und nach gelang es sogar dem Meister problematischer Rollen von persönlichen Themen glücklich auf andere überzugehen, — es lag so nahe, von Beatricen, Palmyra's „bester Freundin", zu sprechen; auch das hatte die wohlberechnete Wirkung — hing die Schwester doch mit ihm selber zusammen! — genug, schon war eine Stunde überstanden, ohne daß eine ungeschickte oder vielmehr gefährliche Pause eingetreten wäre; ohne daß der Herzog seiner Partnerin Zeit gegönnt, von dem bedeutungsvollen Armband oder ähnlichen Reminiscenzen anzufangen.

Hatte sie es darauf angelegt, ihn zu blenden, zu berauschen durch alle erdenklichen, äußeren Hülfsmittel, er war mächtiger gewesen, indem er einfach durch seine Beredtsamkeit den Charakter der Scene nach seinem Willen verändert hatte.

„Ja, bisher konnte ich, was ich wollte,"

triumphirte er im Stillen, „doch wie nun weiter? ich beginne zu ermatten und verliere am Ende die Geduld!“

Im selben Augenblick wurden eilige Schritte in der Nähe — wie es schien auf dem Corridore — hörbar. Palmyra horchte auf.

Eine Stimme war zu unterscheiden, eine weibliche, welche in größter Aufregung sprach.

Unwillig zuckte die Marchesa auf: „Das ist Miß Ellen! Was erlaubt sie sich um diese Stunde, nachdem ich Befehl gab —“

„Hoffentlich ist meinem Liebling, der hübschen Norina, kein Leids geschehen!“

„Warum nicht gar! Und was könnte ich dabei helfen?“ fuhr es der Stiefmutter heraus. „Lassen wir uns nicht stören, Don Medoro, — ich wette, es ist Malice von der Engländerin, mich unter irgend einem Vorwande abzurufen . . . es intriguirt sie, wessen Besuch ich empfing —“

„In ihrer Haltung liegt etwas Discretes . . . man traut ihr innern Anstand zu —“

„Der Schein trügt; sie ist eine Spionin, über die ich mich zu Tode ärgere.“

„Halt, Marchesa, — Aerger ist Gift für die Schönheit!“

Palmyra ließ es sich gesagt sein und zwang sich, schmelzend wie bisher zu lächeln.

„Also ich war soeben abscheulich häßlich? Gestehen Sie's, Herzog! — Doch es nimmt kein Ende da draußen.“ —

Medoro dachte: „Sollte ich das unerhörte Glück haben, daß Feuer ausgebrochen wäre?“

Die Marchesa zog an der seidenen Klingelschnur. „Woher der Lärm?“ herrschte sie den eintretenden Diener an. Dieser gab schüchtern zur Antwort: „Die Marchesina —“

„Hat irgend einen schlechten Traum gehabt, den die Gouvernante für einen Fieberanfall erklärt?“

„Zu dienen, 'Cellenza, die Signora Elena (Ellen) bittet, vorgelassen zu werden.“

„Per Dio! Sie sehen, Herzog, in meinem eignen Hause hab' ich nicht einen ruhigen Augenblick. Verzeihen Sie, cher ami, ich gehe, selber zuzusehen!“

„Und ich sage Ihnen gute Nacht, meine schöne Marchesa! Um meinetwillen soll die arme Norina der mütterlichen Pflege nicht beraubt werden.“

„Wo denken Sie hin, Medoro! Die Kleine hat mitunter Flußfieber, die einfache Ursache des Wachsthums . . . bleiben Sie, bleiben Sie — es

ist nicht der Rede werth . . . und damit Sie keinen Vorwand haben, so schnell zu entschlüpfen, so bleibe auch ich. Plaudern wir weiter."

„Wenn aber die Besorgniß der Erzieherin —"

„Versuchen Sie einmal, ob sich's aus der Schlangenpfeife bequem rauchen läßt!" —

„In Gegenwart der Damen verging ich mich nie so weit, ein gütiges Anerbieten der Art zu mißbrauchen."

„Sie fabriziren mir eine Cigarette, und ich leiste Ihnen Gesellschaft."

„Sehr verführerisch . . . allein die kostbaren Draperien, die uns umgeben, Ihre ätherische Toilette selbst, dies Alles bittet: verschont uns mit dem lästigen Rauch, der unsere Frische raubt!"

„Was ist an dem Plunder gelegen?" meinte Palmyra, welche dem Herzog, dessen Freigebigkeit sie kannte, imponiren wollte.

„Zuvörderst beruhigen Sie sich und mich über das Töchterchen! Lassen Sie doch die Engländerin Bericht erstatten, oder — sehen Sie selber nach," rieth der Herzog.

„Es hat Nichts auf sich, wiederhol' ich Ihnen. Die unausstehliche Person will mich nervös machen, glauben Sie mir —"

„Vielleicht sehnt sich Norina nach Ihnen — Ihr Anblick beruhigt sie, warum entziehen Sie ihr solch' eine Wohlthat."

„Sie vergessen, Herzog, daß Norina mein Stiefkind," versetzte Palmyra trocken, „von Sehnsucht nach mir ist bei ihr niemals die Rede."

„Ah, Sie thun ihr Unrecht! giebt es ein zuthulicheres Wesen, als das kleine Mädchen?"

„Sie hat alle Anlage zu einer Erzkoketten, schmeichelt sich bei Allen ein, die ihr just gefallen und . . . . Aber ist's nicht zum Verzweifeln," unterbrach sie sich, und wieder zog sich ihre Stirne kraus zusammen, „man pocht an der Tapetenthür. Hat sich denn Alles gegen mich verschworen?"

„Erlösung naht offenbar," frohlockte Medoro insgeheim.

„Herein!" stieß die Erzürnte ungeduldig heraus.

Eilenden Schrittes, nach einer tiefen Verbeugung und demüthigen Bitte um Verzeihung, nahte sich der Haushofmeister seiner Herrin und flüsterte mit leiser Stimme hastige Worte. Medoro, der unterdessen einer Pagode auf den Porzellankopf tippte, vernahm zu seiner Bestürzung einzelne Substantiven, wie zum Beispiel „Geschwulst" — „Armbruch." Und nun ver-

wünschte er sein egoistisches Vergnügen an der Störung und dachte: „Lieber hätt' ich noch viele Stunden ausgeharrt, ein so schweres Stück es gewesen wäre, statt daß die arme Kleine zu Schaden kam."

Mit höchster Verwunderung, ja mit Entrüstung und Empörung hörte er, wie Palmyra kurzweg entgegnete: „Umschläge machen." Damit kehrte sie dem Haushofmeister den Rücken. „Don Medoro, Ihren Arm! uns erwartet ein kleines Souper."

„Meine liebenswürdige Frau Wirthin darf sich länger nicht mit Rücksichten für mich plagen! Nehmen wir das Souper für genossen und widmen wir uns der kleinen Patientin; ich helfe, wo ich helfen kann."

„So soll mir Alles verdorben werden?"

„Sie heben mir das Souper auf ein anderes Mal auf —"

„Sie wollen ja nach Tunis gehen."

„Nicht für die Ewigkeit, schöne Freundin. Don Piero," wendete sich Medoro an den wartenden Intendanten, „was fehlt der Marchesina? lassen Sie hören!"

„Vor Allem ein Arzt," lautete die unumwundene Antwort.

„Man schicke zum Professor Zanetto," warf Palmyra träge hin.

„Leidet Norina?" forschte Medoro weiter.

Der ermuthigte Piero erzählte: „Vor dem Schlafengehen hüpfte und sprang l'angioletto (das Engelchen) wie eine Gazelle, — aber sie glitt aus und fiel so unglücklich, daß gerade der Ellenbogen hart aufstieß; vor Schmerz verlor die liebe, kleine Seele beinahe die Besinnung. Miß Elena rieb den Arm sogleich mit Balsam ein —"

„Schon gut," winkte Palmyra, „wir sind hier nicht im Lazareth."

„Es ist unentschieden, ob der Arm —"

„Gebrochen," fiel Medoro Piero in's Wort. „Ja gewiß, Marchesa, das muß unverzüglich geprüft werden. Ich selber hole Ihnen den Professor herbei! in seiner Wohnung auf dem Cassaro findet ihn vor Mitternacht keiner Ihrer Boten, — er weilt seit einiger Zeit allabendlich, oft die Nacht hindurch, beim kranken Grafen della Rocca. Ueberlassen Sie's mir, ihn in einer Viertelstunde herbeizuschaffen!"

Der Herzog griff nach dem Hute und reichte Palmyra die Hand zum Abschied.

„Herzog, das kann ich unmöglich zugeben! schreiben Sie ein Wörtchen an Zanetto! wir genießen

unterdessen etwas Blancmanger . . . nur ein Augenblickchen verweilen Sie!"

Aber sie predigte tauben Ohren. Schon war Ossunna enteilt.

„Sonderbarer Mensch," sagte die Zurückbleibende halblaut, „ein krankes Kind setzt ihn in solchen Feuereifer!"

Gedankenvoll stand sie einige Augenblicke. „Er wird bald wiederkehren!" Langsam genug machte sie sich auf den Weg zu Norina.

Dem armen Kinde war der Arm sehr aufgeschwollen; als indessen Palmyra berichtete, Don Medoro selber hole den Arzt, da lächelten die schmerzvoll verzogenen Lippen des kleinen Mädchens.

Die Stiefmutter verließ gleich wieder die stöhnende Marchesina. Sie schlüpfte in ihr Toiletten-Kabinet und vertauschte das gestickte Kleid mit einem reizenden Peignoir aus weißer Seide und Spitzen. Darauf zog sie die Haarnadeln aus ihren prächtigen Locken und Flechten, ließ wie von ungefähr einige Narzissenblüthen darin zurück, — genug, sie bereitete sich zum letzten Sturm auf das räthselhafte Herz. „Ob er die Armspange, die er mir einst gegeben, wirklich nicht

erkannte? Ich muß seinem Gedächtniß zu Hülfe kommen, ich werde —"

„Signora Marchesa, der Arzt!" meldete die die Kammerzofe.

Schnell eilte Palmyra dem Professor, das heißt dem wiederkehrenden Herzog, entgegen. Ganz versteinert blieb sie aber vor dem Diener Aesculaps, denn Letzterer war allein.

„Wo blieb der Herzog?" fragte sie vollkommen fassungslos, denn sie hatte zu sicher auf den dramatischen Effect gezählt, den sie am Krankenbette, beim Schein einer verschleierten Lampe, unbedingt erzielen würde. Und nun sollte dieses aufgelöste Haar, dieses Nachtgewand à la Lucia di Lammermoor für die bebrillten Augen des alten Professors herhalten!! Zu welchem Zwecke Zanetto erschienen, vergaß sie im Nu; ja sie war d'rauf und d'ran, dem Hochberühmten, dessen Schnupftabaksnase ihren Unwillen erregte, die Thür zu weisen.

„Ossunna," gab der Doctor mit vielem Phlegma Bescheid, „trägt mir tausend Empfehlungen an die Marchesa auf" — er unterbrach sich, indem er sich nachdrücklich schnaubte.

„Empfehlungen? was weiter?"

„Und —"

„Und??"

„Und bittet herzlich um Vergebung, daß er —" der Doctor faltete sein Foulard sorgfältig zusammen und steckte es in die Tasche des linken Rockschoßes.

Palmyra's Gesicht verfinsterte sich mehr und mehr zur Gewitterwolke.

„Daß er nicht selber noch einmal vorspricht. Graf della Rocca, dem er sichtlich willkommen war, beschwor ihn, etwas bei ihm zu bleiben . . . einem Kranken, dessen Augenblicke gezählt sind, schlägt sich so etwas nicht ab. Vermuthlich ein letzter Wille, dessen Vollstrecker der Herzog sein dürfte. — Wo befindet sich das Töchterchen, Marchesa? Der Jockey des Herzogs wartet, um seinem Gebieter sofort Nachricht über meinen Ausspruch hinsichtlich des beschädigten Armes zu bringen —"

Palmyra ließ den Arzt ohne Antwort stehen und schlug donnernd die Thüre hinter sich zu.

„Ist die Frau verrückt geworden?" fragte sich Zanetto, vor dem sich Alles zu beugen pflegte; er schob die Brille auf die Stirn und beschaute die Thüre von oben bis unten. „Oho, das sind keine

Manieren für eine Autorität meines Gleichen. Danke ergebenst."

Und er stand im Begriff, die Alhambraburg majestätischen Schrittes zu verlassen. Glücklicher Weise kam Piero ihm zuvor und bewog ihn, den Schaden der jungen Patientin zu untersuchen.

„Kein Bruch, nur heftig angeschwollen" erklärte sofort Zanetto.

Zweites Capitel.

Wenige Tage nach dem Feste der lebenden Bilder waren die Verwandten aus England nach Messina geschifft, um von dort aus eine Reise durch Griechenland und die Türkei anzutreten.

„Es kommt mir ungewohnt still im Hause vor," meinte Berner, gegen Abend in Teresa's Begleitung von einem Spaziergange durch Garten und Weinberge zurückkehrend, — „ja, liebe Freundin, sonst wäre uns diese Stille willkommen gewesen . . . jetzt hingegen fürcht' ich sie als unheilbringend für das kranke Herz, was Sie zu hegen und zu pflegen haben."

Sinnend blickten seine Augen nach der blumenumrankten Villa.

Teresa seufzte beklommen; sie bekämpfte mühsam die Thränen.

„Muth, Muth," redete gleich darauf der biedere, gesunddenkende Nordländer zu, „bereuen Sie's nicht,

edle Seele, daß Sie mir anvertrauten, was ich selber schon voraus geahnt und was ich am Ende selber mitverschuldete!"

„In wiefern?"

„Ei, war ich's nicht, der unwillkürlich Oel in's Feuer goß? Erstlich reizte ich Margarita's Neugier durch meine unselige Schilderei, welche ihn als verführenden Dämon hinstellt; — schütteln Sie nicht den Kopf, Teresina, Eins kommt zum Andern. Wird vor uns Männern viel von einer Frau gesprochen — sowohl im lobenden als im tadelnden Sinn — so horchen wir hin, mögen wir nun wollen oder nicht; — wir beginnen, uns für das unbekannte Wesen unmerklich zu interessiren . . . bei Euch, liebenswürdige Weiblein, ist's der gleiche Fall, sobald der Name eines außergewöhnlichen Mannes in Aller Munde genannt wird. Zweitens — und das wiegt mir besonders auf dem Gewissen — habe ich meine eigene Vorliebe für den Gefährlichen täglich in ihrer Gegenwart mit glühendsten Ausdrücken geschildert; meiner eigenen Extase ließ ich dummer Weise den Zügel schießen. Und nun brennt es mit einem Male lichterloh!"

„Giebt er seine Reise nach Afrika wirklich auf, so müssen wir fort."

„S'ist ein eigen Ding mit der Trennung. Da las ich einmal, — weiß nicht mehr, wann und wo — mit der Liebe und der Trennung sei's wie mit dem Feuer und mit dem Winde: sobald Ersteres ein Strohfeuer, erlischt es im d'rüber hinstreifenden Luftzug; ist's dagegen eine ernste, langgenährte Gluth, so wächst sie durch den Sturmesathem zum verheerenden Brande an."

„O Berner, Sie sind grausam."

„Oder — aber," sagte der Künstler zaudernd, mit der linken Hand seinen Knebelbart zupfend, wie er es zu thun pflegte, bevor er ein kühnes Licht mit einem Pinselstrich auf die Leinwand setzte, „da hätt' ich vielleicht ein besseres Heilmittel in petto und dürfte den Schaden, den ich anstiftete, wieder gut machen!"

„Sie spannen meine Erwartung."

„Soll aus einer Sache etwas werden, darf nicht vorher darüber geplauscht werden."

„Nun der Himmel weiß es, nicht aus weiblicher Neugier möcht' ich in Sie dringen, aus tiefster Seelenangst."

„Teresa zweifeln Sie keinen Augenblick an meinem Verständniß! Um Glencora's Tochter den Himmel auf Erden zu verleihen, schlüge ich lächelnd mein Leben in die Schanze! leidet Margarita, so

hab' auch ich keinen freudigen, geschweige ruhigen Augenblick. Dasselbe weiß ich von Ihnen; um sich dem Kinde lebenslänglich zu widmen, schlugen Sie die Hand eines geliebten Mannes aus; kein kleines Opfer, wahrlich! Indessen, es giebt eine Vorsehung; die belohnt dergleichen seltene Züge."

„Ich fühle mich seltsam entmuthigt, wie kaum jemals in meinem Leben."

„Getrost! es ist noch nicht aller Tage Abend."

„Ja, gäbe es zwei Ossunnas auf dieser Welt!"

„Das wäre vom Uebel: dann vergäße sie den ersten Eindruck nie über den zweiten, der nur ein abgeblaßter sein könnte. Augenblicklich gelänge es nur, mit dem vollkommensten Gegensatz einen entscheidenden Eindruck auf sie hervorzubringen."

„Berner, Sie trauen ihr ein allzu bewegliches Naturell zu. — Was führen Sie eigentlich im Schilde? nicht die leiseste Ahnung sagt es mir."

„Geduld bis morgen, verehrte Freundin, bis morgen gegen elf Uhr Vormittag! alsdann erwarte ich Sie mit unserm Kinde in meinem Studio."

Teresa machte große Augen.

„So gehen Sie nicht nach der Villa Gonzales?"

„Der Plafond ist vollendet, und bevor ich die

sicilianische Vesper übermale, muß ich mit den Hauptfiguren meiner Manfred-Scene in's Klare. Und nun addio! einer Verabredung nach erwartet mich ein Landsmann in der deutschen Kneipe auf dem Toledo."

„Grüß Gott, Meister . . . solltet Ihr in der That ein Hexenmeister sein?"

„Ich wollt', ich wär's! leider hab' ich, so alt ich bin, wenig Erbauliches zusammengehext und mag wohl überhaupt zu plump zu feinem Hocuspocus sein, aber: „nichts unversucht" lautet die Devise eines Jeden, der ein guter Kerl ist. Guten Abend!" —

Wider seine Gewohnheit kehrte Berner spät in der Nacht aus dem Zecherkreise heim. Zwar hatte der Feuerwein und der importirte Trank des Königs Gambrinus nicht seinen, nur Anderer Gaumen benetzt, indessen er mußte ungewöhnlich zerstreut den Rückzug angetreten haben, denn vor dem Villagitter bemerkte er, seinen Hausschlüssel eingebüßt zu haben. „Den verlor ich in der verwünschten Kneipe," brummte er in den Bart. Rufen oder läuten mochte er nicht; seinetwillen hatte er nie einen Sterblichen aus dem Schlafe geweckt.

„So versuch' ich es, durch die Stachelhecken zu bringen," beschloß er, „geht es damit nicht, bring'

ich die laue Nacht a la belle ètoile zu . . . Rheumatismus haben bisjetzt meine Knochen nie empfunden.“

Um sich einen Weg durch benannte „Stachelhecke“ zu bahnen, hätte es aber mindestens eines Schwertes bedurft; die natürliche Schutzmauer des Lustgartens bestand auf der Südseite aus hohen, undurchdringlichen Cactusgewächsen, deren groteske Blatt- und Stielbildungen mit langen, dolchartigen Stacheln bewaffnet. Was war dagegen die wildverwachsene Hecke um Dornröschens Schloß! Ja, da war guter Rath theuer!

Indem nun Berner in der mondlosen, aber nicht völlig finstern Nacht untersuchte, ob nicht eine Oeffnung zwischen den Millionen Spießen zu entdecken sei, vernahm er plötzlich hinter der scheinbar undurchdringlichen Wand ein Geräusch, und im nächsten Moment bog sich wie durch Zauberei die wunderlich verzweigte Hecke auseinander und ein Mensch, der eine Maske trug, drängte sich, nein flog vielmehr unverletzt und heil auf die Straße heraus.

Berner jedoch ließ ihm nicht Zeit, den Zipfel seiner Blouse von einem zerrenden Aste loszulösen, mit kaltem Blute und eherner Faust packte der Maler den Strauchdieb am Kragen. Unter der Maske aber tönte eine leidenschaftliche Stimme, die nicht einmal

einen gedämpften Klang annahm: „Satan, vergreife Dich an Spitzbuben, nicht an mir!“

Im selben Augenblick fühlte Berner einen Biß an der Hand; convulsivisch öffnete er die Finger seiner Rechten . . .

Das Phantom, was sich so energisch zu vertheidigen verstand, entschlüpfte. —

„Alle Donner! Das waren sicilianische Kernbeißerzähne, — meiner Treu, ich blute . . . aber daran wäre nichts gelegen, hätt' ich den Tropf, den verlarvten Strolch nur nicht entwischen lassen! deshalb könnt' ich mich ohrfeigen, aber die rechte Pfote ist lahm, kläglicher Pittore!“

Er schlang sein Taschentuch um die verwundete Hand. „Schon die Larve ist seltsam, — indessen das mag wohl Landesbrauch unter den Räubern sein . . . seltsamer war die Stimme! wie er mich anherrschte, als ob ich ein Knirps, er ein Riese und im vollsten Rechte wäre! Ich glaube, diese Stimme zu kennen, sie klingt metallen wie eine Erzglocke“ . . .

Berner verlor sich in Gedanken; er stand und sann ohne von der Stelle zu weichen. Die wunderlichsten Vermuthungen gingen ihm durch den Sinn . . . „Ob es wirklich eine Verkappung gewesen? irgend

der Leander eines Kammerjüngferchen? Es wäre heroisch genug, seine Haut der empfindlichen Berührung dieser Stacheln preiszugeben . . . oder triebe gar wilde Sehnsucht den Einen, in der Nähe ihrer Fenster seine Seufzer zu verhauchen? Wie oft irrte ich in schlaflosen Nächten unter den Eichen der Villa Chigi umher . . . Aber Der hätte mich eher zu Boden gestoßen als geradezu gebissen."

Vor Tagesanbruch öffnete der Castellan das kleine Pförtchen im Gitter, unsern Nachtschwärmer ohne weitere Verwunderung und respectswidrige Frage mit tiefer Verbeugung einlassend.

Berner wollte nicht zu Bette gehen, sondern mit dem Frühroth in den Garten hinab, etwaigen Fußstapfen in der Nähe der verhängnißvollen Hecke auf die Spur zu kommen, — allein die Natur verlangte ihr Recht, er schlief ein paar Stunden. —

„Begleitest Du mich zum Hexenmeister?" fragte Teresa zur verabredeten Zeit die träumerische Margarita, „ich bringe ihm einige Früchte hinauf."

Das junge Mädchen nickte bejahend. Vor Berners Thüre aber stand sie zögernd.

„Er hat Besuch, Teresina, — man spricht im Studio" . . .

„Vielleicht der Gärtnerbursch, den er zum Studienkopf benutzt. Wir werden ja sehen.“

Teresa klopfte. Sogleich öffnete Berner im Farbenkittel. „Sieh da, des Hauses gute Feen! Prächtig, daß Ihr mich nicht vergeßt! Nun seht einmal, ob der biedere Jüngling dort nicht ein famoser Manfred ist! Gelt? Hätten wir den ein paar Tage früher zu den Bildern gehabt!!“ Und er wies auf einen sehr schönen, jungen Mann, welcher etwas verlegen eine Draperie von Seidendamast abzustreifen versuchte.

„Still gestanden, richt' Euch,“ befahl der Künstler, — „die Vorstellung auf nachher. Meine Feen dürfen gar nicht wissen, weß Landes- und weß Geistes-Kind der Paladin.“

„Sie sprechen in deutscher Zunge und verrathen dadurch bereits genug,“ lächelte Teresa.

„S' ist wahr, ich bin ein rechter Einfalts . . . pinsel ist nicht genug, ein wahrer Einfaltsbesen. D'rum heraus mit Allem: Verehrte Gönnerinnen, erlaubt, daß ich Euch den Freiherrn von Eichen-Liebenburg aus Preußen vorstelle. Seine Frau Mama fand eines Tages ihren Sohn, dem schlanken Apollo ähnlicher als dem pausbäckigen Bachus . . . in der That ging er in die poetische Höhe als in die pro-

saische Breite! Darum verordneten ihm die Weisen und Aeltesten des Landes eine Reise nach Italien. Nun weilt er besuchsweise auf der Königin der Inseln, wie J. W. von Goethe Sicilien nennt."

„Meine Damen," erwiederte der Freiherr voller Humor, „von jeher hatte der ironische Meister seine Freude daran, mich als Muttersöhnchen hinzustellen. Allerdings bestimmte mich die fürsorglichste aller Mamas, den herrlichen Süden auf ein Jahr zu besuchen, — nicht, weil ich vergangenen Herbst zweimal gehustet habe, sondern weil mir nach verschiedenen Examina eine Erholungszeit zu gönnen war."

„Wir freuen uns herzlich, einen Landsmann unseres Freundes kennen zu lernen," versicherte Teresa, welche von der Persönlichkeit des jungen märkischen Aristokraten den angenehmsten Eindruck empfing. Während der hergebrachten mündlichen Höflichkeiten, die man gegenseitig austauschte, betrachtete sie ihn mit sichtlichem Interesse. Berner that hinfort, als ginge ihn die ganze Scene nichts mehr an; er drapirte den Freiherrn mit dem blau-gelben Seidenstoff und malte so emsig, als ob er eine Gliederpuppe vor Augen gehabt hätte.

Adalbert von Eichen hatte ein romantisches Ge-

sicht, dem eine zarte Blässe anmuthig kleidete; bei seinen blauen Augen und dunkelblonden Haaren mußte jeder Maler sofort an Manfred oder Harold denken. Es störte förmlich, daß er nicht im goldenen Harnisch, in Seide und Brocat einherging, sondern im nüchternen Civilkleide des positiven neunzehnten Jahrhunderts, wo der europäische Mann das Nützlichste mit dem Unangenehmsten verbindet, indem er sich aus Bequemlichkeit so viel als möglich entstellt.

Teresa, durch die unerwartete Begegnung zerstreut, übersah vollständig Berners verbundene Hand; Margarita aber weilte nicht lange im Atelier, ohne theilnehmend danach zu fragen.

„Ein Splitter, der einen unbedeutenden Riß hinterließ,“ schützte Berner vor, und zu seinem reichsfreiherrlichen Modell gewendet: „König Manfred von Sicilien, wenn Ihr müde seid, so sagt es! Ruhet aus, o Majestät.“

„Nun dann, ein Augenblickchen, damit der Hals nicht steif wird,“ meinte Adalbert, welcher seinerseits die leuchtenden Augen von Margarita kaum abzuwenden vermochte, trotzdem Berner anfangs seinem Blick eine entgegengesetzte Richtung angegeben hatte. Er entledigte sich der Draperie und bewegte sich

nunmehr frei und zwanglos in seinem leichten Sommeranzug.

Das allgemeine Gespräch stockte nicht einen Augenblick, trotzdem Margarita so gut wie gar keinen Antheil daran nahm; sie war scheinbar versunken in Berners Studienmappen, in denen sie angeblich „viel Neues“ entdeckte.

„Hoffentlich machen uns die Herren das Vergnügen, heute Abend Don Cosimo's Loge im Sommertheater mit uns zu theilen?“ forderte Teresa auf.

Dankbar wurde ihr Vorschlag angenommen.

„Solch ein Theater ohne Dach bietet den angenehmsten Aufenthalt in unsern lauen Sternennächten,“ pflichtete Berner bei; „zwar verwerfen Sachverständige das Spiel auf solchen Bühnen als unkünstlerisch, — aber der abscheuliche Anblick der geschminkten Gesichter bei Tageslicht entgeht uns ja hier im Süden, wo erst bei völligem Dunkel der Vorhang aufrauscht. Und was giebt man heute Abend zum Besten?“

„Den „Ruy Blas“ von Victor Hugo. Ein junges Mädchen von großer Begabung und edelster Schönheit, Adelaide Ristori, giebt die Rolle der

Königin. Don Cosimo schwärmt für sie, seit er in Neapel Goldoni's Locandiera von ihr sah."

„Die Ristori, aha!" sagte der Freiherr, „ja die ist brav; in der Locandiera habe auch ich sie bewundert. „Mirandolina" heißt in deutscher Uebersetzung dieses beliebte Lustspiel, worin Charlottte von Hagn schrecklich kokettirt."

„Es ist sonderbar," meinte Berner, „in unserm tüchtigen, maßvollen Deutschlande ist jenes Kokettiren und Affectiren auf den Brettern erlaubt; hier zu Lande würde ein ähnliches Gebahren — und sei die Schauspielerin noch so pikant und reizend — ausgezischt. Man verlangt Natur, das heißt die höchste Vollkommenheit auf der Bühne, und weil man so kritisch ist, giebt es fast nur vorzügliche Darsteller in Italien. Davon ist Goethe schon sehr frappirt gewesen. — Uebrigens, cara Teresa, gesteh' ich zu meiner Schande, daß mir von Hugo's Dramen der Ruy Blas gerade unbekannt geblieben."

„Desto besser, so werden Sie überrascht werden."

„In Spanien geht, aus dem Titel zu schließen, die Handlung vor sich."

„Ganz recht," nahm Adalbert das Wort, „dies Trauerspiel ist ein sehr excentrisches, aber hochpoetisches,

leidenschaftliches Produkt der romantischen Schule von 1830. Seitdem verdrängte Scribe mit dem Drama aus der bürgerlichen Alltagswelt und den feinen Salonstücken die goldgestickten und bebänderten Costüme von der Scene; seine Helden in schwarzen Fracks überklettern nicht mehr bei nächtlicher Stunde hohe Mauern mit Eisenspitzen, woran der junge Spanier seine Manchette zurückläßt."

„Ei, sollte unserer Jugend, die es im Turnen so weit brachte, solch ein Wagstück zu halsbrechend erscheinen," schmunzelte Berner.

„Weniger halsbrechend als gar zu romantisch, oder vielmehr — polizeiwidrig. Auch ist wohl im Allgemeinen der Egoismus zu überwiegend; einen anonymen Vergißmeinnichtstrauß auf diese gefährliche Art und Weise in einer Laube zu deponiren, ist ein mißliches Unternehmen. Indessen mag in Spanien, im Süden wohl überhaupt, dergleichen nicht so völlig ausgestorben sein."

„Gewiß nicht," meinte der Maler, „hab' ich doch sagen hören, die hiesigen Cactushecken — gewiß furchtbare Schutzmauern — reichten nicht einmal, Briganten und — Liebende abzusperren."

„Es ist eine alte Erfahrung," scherzte der Pseudo-

Manfred, „daß der Königssohn zu Dornröschen den Weg fand, und daß Räuber .... aber was schwatzen wir! den Damen wird ganz unheimlich werden.“

„Wir fürchten weder die eine noch die andere Categorie, welche unser Freund soeben als gefährlich nannte,“ entgegnete Teresa in ihrer sanften und bestimmten Weise.

Unwillkürlich blickte der Maler von seiner Farbenskizze nach Margarita hinüber. Sie reichte soeben mit schweigsamem Lächeln dem Freiherrn die Schale mit Apricosen.

Eichen nahm mit einer leichten Verbeugung von den sanftgelben, purpurgesprenkelten Früchten. „Gewiß lernen selbst wir deutschen Recken auf dieser Zauberinsel Romantik,“ versetzte er, „dürfte es dem hölzernsten Philister schwer werden, hier zu Lande in Begeisterung zu gerathen?“

Von Neuem warf Berner einen Seitenblick auf Margarita. „Wie nimmt sie seine Complimente auf?“ Dies fragte sich der treue Freund mit einer innern Aufregung, als handelte es sich für ihn selber um die wichtigste Lebensfrage. Seiner entschlossenen Natur zu Folge hätte er am liebsten laut ausgerufen: „Thut uns den Gefallen, Kinder,

Euch zu lieben! Befreit Eure besten Freunde von schwerer Sorge!"

Aber Margarita's liebliche Züge verloren bei Adalberts huldigenden Worten jeden Schmelz; eine vornehm kühle Ungeduld verrieth sich sofort in ihren Mienen.

Berner merkte es sehr wohl; aber er ließ sich nicht entmuthigen. „Sie sind für einander geschaffen," überzeugte er sich mehr und mehr, „Adalbert fing bereits Feuer und wird bald genug seine verrückten Vorurtheile von hoher Geburt über den Haufen werfen. Und ihre Schroffheit, das ist so Mädchenart, das giebt sich nach und nach."

„Wir verlassen nun die Herren," sagte endlich Teresa, welche Margarita seit lange vergeblich mit den Augen gewinkt hatte. „Auf Wiedersehen! Hoffentlich schenkt uns Freiherr von Eichen seinen Besuch noch vor dem Theater. In einer Stunde frühstücken wir, und es wäre sehr liebenswürdig, wenn zwei so angenehme Gäste unbefangen mit uns theilten, was wir unbefangen bieten."

„Allzu gnädig!"

„Das heißt," fiel Berner ein, „ich gebe den Manfred in einer Stunde nur unter der Bedingung

frei, daß Ihr beiden Gönnerinnen vorher — nämlich eben jetzt — meine Skizze betrachtet, prüft, kritisirt. Weil mir die Hauptfigur immer noch fehlte, hielt ich hinter'm Berge damit, — nun aber ist es Zeit. Tretet gefälligst mehr nach links, — noch ein wenig mehr! so! — da habt Ihr die Bescheerung."

„Also endlich," rief Teresa freudig bewegt, „das verdanken wir dem Eintreffen des blonden Manfred!"

Schon die Skizze oder vielmehr das Gemälde in verjüngtem Maßstabe, worauf Berner mehr Sorgfalt und Liebe als auf einen bloßen Entwurf gewendet hatte, und was er einst beim Scheiden dem Kapellmeister zum Andenken zurücklassen wollte, schon diese farbenreiche Composition offenbarte eine Fülle und Kraft, eine Poesie und Genialität, die den Beschauer sofort bezauberte, in eine andere Welt und andere Zeit entrückte.

Die Scene, welche unser Künstler aus König Manfreds Leben herausgegriffen hatte, war diejenige, wo über den geistvollen, heitern Hohenstaufen und seinen glänzenden Hof der Bann ausgesprochen wird. Weiß vermummte Kuttenträger — die Abgesandten des feindlichen Papstes — gespenstische, lichtscheue Gestalten, brennende Kerzen und Weihfässer

schwingend, schlichen auf das blumenbesetzte Dach des Palastes hinauf; hier wimmelt es von reizenden Frauen, von Sängern und Dichtern, die Arm in Arm mit den deutschen und sicilianischen Edlen ihren Herrscher umgeben. Während Verlesung des Spruches, der den schönen Sieger von Foggia in den untersten Abgrund der Hölle verflucht, wich unwillkürlich die Jugend und der Frohsinn vor dem Pfaffengelichter zurück. Den Pagen entsanken die Weinkrüge und Amphoren; einige der schwarzlockigen Knaben entfliehen im ersten, kindischen Schrecken. Nur er, Manfred selber, steht ungebeugt an der Spitze der Seinen; Adel und Hoheit umstrahlen seine Erscheinung; die vollständige geistige Ueberlegenheit, deren er sich angesichts des brutalen Unsinns in jedem Pulsschlage bewußt ist, verleiht ihm die edelste Ruhe, — ohne daß seine Wimper zuckt, zieht das Unwetter über ihn dahin. Er gedenkt seines heißverehrten, unsterblichen Vaters, wie auch Jener sein ganzes Leben im hartnäckigsten Kampfe mit dem rachsüchtigen, blutgierigen Papstthume zugebracht; wie auch Friedrichs des Zweiten kaiserlich Haupt in unverdunkelter Glorie geleuchtet, trotzdem die sogenannten Statthalter Christi unaufhörlich ihre Blitze danach schleuderten . . . nur zu!

es bedarf ganz anderer Mächte als der kirchlichen, das Loos der Sterblichen zu entscheiden, — aller Päpste unbekümmert rollt das Schicksalsrad weiter, und der Stern eines jeden Menschenkindes bleibt trotz dem fluchenden Feinde derselbe.

Nächst der imposanten Hauptfigur im Scharlachtalar und dem gewirkten Seidenmantel, zieht eine Gruppe dreier Frauen die Augen auf sich: an Liebreiz und idealer Schönheit den Grazien vergleichbar, trägt die Physiognomie einer Jeden den entschiedenen Stempel ihrer Heimath, ihres Charakters. Die Brünette, augenscheinlich sarazenischen Ursprungs — eine prächtige bleiche Odaliske, den Götterleib von Gazestoffen und Perlschnüren umflossen — springt zornbebend vom Polster auf und ballt in ungestümer Leidenschaft die Rechte den Priestern entgegen; wie eine Löwin möchte sich das kühne Weib auf diejenigen stürzen, welche ihren vergötterten Herren und Gebieter vom Scheitel zur Sohle der Verdammniß weihen, seine einstige Grabstätte sogar den unreinen und reißenden Thieren preisgeben. Neben ihr ist eine schüchterne Gefährtin mit feinem, griechischen Antlitz und goldigbraunem Haar; schaudernd in die Kniee gebrochen; die zarten Hände an die Schläfen

führend, weiß sie kaum, ob sie wacht oder ein spukhafter Traum sie umfangen hält, — die Laute glitt von ihrem Schooße auf den Teppich hinunter, wo in holder Unordnung Notenblätter und Blumenzweige zerstreut liegen. Zwischen diesen Beiden steht eine prächtige Blondine, siegesbewußt, wie eine geborene Herrscherin, offenbar ein deutsches Weib, den Andern voraus in der Selbstbeherrschung und vorzüglich in der philosophischen Anschauung der Dinge; ihr juwelengeschmücktes Haupt lehnt gegen eine Marmorvase, auf deren Henkel ein farbenbunter Papagei sich wiegt; schäkernd reicht sie dem gefiederten Liebling einen aufgebrochenen Granatapfel, nur von der Seite, höhnisch lächelnd, streift ihr Blick die hageren Widersacher üppiger Lebenslust; wie eine Göttin aus olympischer Höhe auf niederes Gewürm, blickt sie mitleidig auf Alle, die nicht an dem märchenhaften Hofe, in berauschendem Glanze leben.

Nicht minder glücklich war Berner die bedeutende Anzahl der übrigen Figuren gelungen; jede einzelne war trefflich individualisirt, und es bedurfte keines langen Commentars, dem Beschauer die Details zu erklären. Theils wölbte sich ein Zeltdach aus reichen Draperien über die Scene, theils der wolkenlose

Aether Palermo's; von der Terrasse schweifte der Blick abwärts dem violetten Golfe zu; — eine Atmosphäre südlicher Klarheit umgab das Ganze in naturgetreuer Wahrheit.

Nicht ohne Absicht hatte Cosimo's Freund Margarita's Euthusiasmus in des Freiherrn Gegenwart erwecken wollen. Er trachtete so zu sagen danach, Staat mit ihr zu machen, die sich gar zu passiv verhalten. „Adalbert," sagte er sich, „kennt bisjetzt nur die kühle, stille Knospe, wie wird er entzückt sein, entfaltet jene ihren ganzen Blüthenreichthum!"

Freilich hatte der „Hexenmeister" das beste Mittel gewählt; die Gleichgültigkeit des jungen Mädchens wich alsbald der hellsten Freude; ihre Züge verklärten sich und mit einer Lebhaftigkeit, die flammengleich aus den blauen Augen sprühte, besprach sie das Gemälde, drang sie sofort in des Künstlers Geist ein. Wie vor einem Zauberschlage schien wirklich ihr Trübsinn verschwunden.

„Dem Himmel sei Dank," sagte sich Teresa im Stillen, „sie ist noch empfänglich wie zuvor!"

Man trennte sich in der besten Stimmung, nachdem Teresa den beiden Deutschen ihre Einladung

freundlichst wiederholt. Kaum hatte sie jedoch mit ihrem Zögling das Atelier verlassen, so vernahm sie zu ihrem großen Leidwesen, daß Margarita ausrief: „Liebste Teresina, verschone mich, o versprich es, mit dem Frühstück! Ihr werdet Euch trefflich ohne mich unterhalten, — gönnt mir ein wenig Einsamkeit! Ist's nicht genug, daß ich heute Abend das Opfer bringe, mit in das Schauspiel zu gehen?"

„Aber Kind, unter welchem Vorwand wolltest Du plötzlich —"

„Martere mich nicht, Teresa! laß mich nicht bereuen, Dir Alles gestanden zu haben!"

Margarita flog Teresa um den Hals und küßte sie zu wiederholten Malen.

„Beweise jetzt, daß Du wirklich für Deine Marga das Herz einer Mutter hast!"

„Jede Mutter, die keine Thörin wäre, müßte sagen: Du darfst ihn nie wiedersehen."

„So geh' und bestelle meinen Sarg, — so laß mich augenblicklich lebendig begraben."

Bebend riß sich die Erregte von der treuen Pflegerin los und wollte ihren weiteren Mahnungen enteilen. Doch ihre edle, liebevolle Natur trieb sie im nächsten Augenblick zu Teresa zurück.

„Höre, Teresina,“ fügte sie gelassen hinzu, „ich gelobte Dir, mich zahllosen Opfern der Selbstbeherrschung zu unterwerfen — und Du kannst darauf bauen, daß Lauri's Tochter hält, was sie Dir versprach. Zu Ihm werd' ich mich verhalten, wie es unser schwieriges, gefahrvolles Gegenüber erheischt .... Du behauptest, ich übernähme Unmögliches .... das Allerunmöglichste ist mir: in eben diesen Tagen seinen Anblick zu entbehren. D'rum laß gewähren, was nicht zu ändern ist! Du ließest es an keinem guten, fürsorglichen Rathe fehlen. Hab' nun auch ein Einsehen, daß mich jeder Zwang zu Geselligkeit und neuen Bekanntschaften leicht aus dem mühsam erhaltenen Gleichgewicht bringen könnte! Dir und mir zu Liebe preise mir nicht das erste beste Zerstreuungsmittel als heilkräftig und wunderthätig!“

So mild, so lieblich Margarita sprach, so fühlte sich doch Teresa in ihrer Absicht von vorn herein durchschaut und das Weh, was sie empfand, war unaussprechlich.

„Wie konnte ich mich,“ sagte sie schmerzlich, nachdem Margarita sie verlassen, „durch den Anblick des jungen Fremden in Illusionen wiegen lassen! Ich

kenne mein Kind besser, als unser alter Erich, der allzusehr Glencora's Tochter in ihr sieht. Margarita liebt nur einmal, wie es im rührenden, deutschen Liedchen heißt."

Drittes Capitel.

Margarita hatte sich in ihrem Zimmer eingeschlossen und eine Rolle beschriebener Blätter aus einem Wandschrein genommen; indem sie die Papiere entfaltete, führte sie dieselben wiederholt an Herz und Lippen; dann breitete sie alle auf dem Schreibtische vor sich aus, stützte gedankenschwer die Stirn in die Hand und träumte sich die letzten fünf Tage zurück: erstlich die vierundzwanzig Stunden nach dem Feste; ihre Betäubung nach dem gegenseitigen Geständniß und dann ihren schnellen Entschluß: ewig dem Angebeteten zu leben, wenngleich in der Entsagung, wenngleich sein Herz an dem ihrigen Treubruch beginge. Dem ersten Wiedersehen mit dem Geliebten hatte sie — in Folge des verhängnißvollen Abends — in höchster Unruhe entgegengefiebert. „Wie soll ich die Augen zu ihm aufschlagen?“ fragte

sie sich von Minute zu Minute; aber der Herzog, welcher Margarita bei Palmyra zu treffen gehofft, blieb aus. War er entflohen, sie ewig zu meiden und der fürchterlichsten Einsamkeit zu überlassen? — Dann am darauffolgenden Morgen: ein plötzliches Unwohlsein ihres Vaters, welchen sie stets gesund gesehen; — Das eilige Herbeirufen des Arztes, keines Andern als Zanetto, welcher, als geschwätziger Alter, von Norina's Unfall berichtete, daß ihn der Herzog deshalb vom Grafen della Rocca abgerufen . . .

In welch Wirrniß von Verdacht und Eifersucht hatte sich Margarita in Folge dieser Aussage verstrickt! Medoro bei Palmyra! Klang es nicht wie schadenfroher Hohn? Schilderte es nicht umständlich, wie sehr Ossunna mit der schönen Wittwe vertraut schiene?... Endlich war Medoro selber in der Villa eingetroffen, einem Gotte gleich, der Licht und Wärme im trostlosesten Chaos verbreitet. Seit jenem Augenblick schwelgte Margarita's Phantasie in der Erinnerung: es war leicht gewesen, sich unter der Veranda und im Garten zu sprechen, — flüchtig freilich nur, doch immer ausreichend, sich vollkommen zu verstehen; Medoro hatte ihr seinen verlorenen Abend geschildert; sein Verweilen am Lager des hinsiechenden Freundes;

seine Trostlosigkeit, als er beim anbrechenden Tage in sein ödes Haus zurückgekehrt sei . . . „um nicht in verzweifelter Muthlosigkeit zusammenzubrechen, warf ich auf das Papier, was mir vom bedrängten Herzen weg mußte,“ hatte er gesagt und ihren zitternden Händen ein Notenheft mit dem niedergeschriebenen Bekenntniß anvertraut. „Wie meine Ehe sich schloß und löste, das soll Margarita wissen,“ fügte er flüsternd hinzu . . . Darauf kehrten beide an den Wiegestuhl des schnell genesenen Lauri in den Kreis aller Anwesenden zurück . . . qualvoll seliges Zusammensein, was auf die Dauer die heroischsten Naturen aufreiben muß! —

Medoro's Besuche setzten sich ununterbrochen fort; wem hätten sie auffallen sollen? Die Gesellschaft war daran gewöhnt, ihn die Häuser der Fremden aufsuchen zu sehen; er, als Meister der Causerie, zog begreiflicher Weise den cosmopolitischen Salon des Musikers allen Aristokraten-Palästen und ihren hergebrachten Spielpartieen vor. Zumal sagte der Capellmeister täglich dem illustrissimo Don Medoro: er könne ihn nicht mehr entbehren; er zaubere ein himmlisches Abendroth um seine alten Tage; nun die Verwandten Palermo verließen, dürfe der „Zauberer“

nicht auch von dannen gehen, sondern ihn und die Seinigen doppelt häufig aufsuchen . . .

Wie hatten Ossunna's Augen dabei gestrahlt und Margarita's Herz hoch aufgeklopft!

Dazwischen nun hatte Teresa das rückhaltlose Bekenntniß des leidenschaftlich bewegten Mädchenherzens vernehmen müssen: Margarita, die Reinheit und Durchsichtigkeit selber, konnte vor einer Seele wie Teresa's keine Heimlichkeit im Busen bergen; es war ein heißer Erguß hervorströmender Thränen und Gefühle, ein erschütternder Auftritt gewesen. Teresa hatte Alles von Anfang an geahnt, sogar eine Zeitlang bestimmt geglaubt, dann wieder mit Blindheit tausend Einzelheiten übersehend . . . Margarita's schweigende Extase war ihrer Meinung nach vorübergehende Jugendschwärmerei, von welcher sich keine Rechenschaft ablegen läßt, die sich unberührt ausblutet . . . Daher war sie jetzt tief erschrocken, fast entsetzt: eine Lilie hatte sie großgezogen, nun wehte auf einmal eine Flamme darüber hin und die zarte, jungfräuliche Blume war versengt . . . ja, was half es nun der treuen Pflegerin, daß sie mit beiden Händen ihre Margarita umklammerte! Das Kind war und blieb ihr entrissen, denn ach, es war ihrer Ob-

hut entwachsen, ohne daß sie es gewahr geworden. „Ich nährte zu sehr Margarita's angeborenen Idealismus," klagte sie sich an, „wäre sie von einer „geprüften" Erzieherin zurecht gedrillt worden, so litte sie heute nicht an unheilbarer Seelenpein; verdürbe nicht an Sehnsucht; wäre, statt einer Märtyrin, längst eine der elegantesten Frauen des Continents oder Siciliens."

Jede ungestörte Minute führte Margarita zu Medoro's Journal zurück.

Lesend erblicken wir sie jetzt wieder, nachdem ihre erste Begegnung mit Berners Schützling, dem Freiherrn von Eichen, stattgefunden hatte.

Medoro schrieb:

„Wäre es mir vergönnt, dem heißgeliebtesten Mädchen dieser Erde mündlich darzuthun, was nachstehende Zeilen enthalten, o, welch ein Glück wäre es für mich! um wie viel leichter könnte ich Vieles aus meinem bisherigen Lebenslauf erklären . . . so bleibt mir Nichts, als die Feder zur dürftigen Vermittlerin zu wählen . . . ich bin abgeschnitten von der Lieblichen . . . Die Förmlichkeiten dieser Welt versagen uns ein langes, ungestörtes Gespräch . . . wir sind fortwährend umringt, wenn auch nicht gerade scharf beobachtet; je edler die Menschen, je besser die

Gesellschaft, um so ferner steht jeder Verdacht. Aber der Zwang des Hergebrachten macht sich deshalb nicht weniger fühlbar . . . wären wir frei! frei, wie die Mitglieder gewisser Nomadenstämme, der glücklichen, losgebundenen Zigeuner, unter welchen nur die Rechte des Herzens gelten!

Ich traue der Geliebten Kraft zu, mit mir auf und davon zu gehen, mir zu folgen, sei's in Wüsteneien, über Ströme Blutes hinweg, — doch bevor ich einen Vaterfluch auf uns lade, als verrätherischer Gastfreund das arglose Vertrauen des besten Mannes mit Füßen trete, o zuvor kommt und helft mir, gute Geister! Ausdauer, Geduld und Vorsicht, redliches inbrünstiges Wollen und Handeln sollen mir ermöglichen, auf geradem Wege in den Besitz des herrlichsten Geschöpfes zu gelangen, ihm vor der Welt mit Stolz meinen Namen, vor Gott in tiefster Demuth mein Herz zu geben . : . . .

Vielen Fragen, welche Nahstehende oder sogenannte Vertraute, hinsichtlich folgender Episode aus meinem Leben an mich gerichtet, antwortete ich ausweichend oder gar mit Phantasiestücken; denn Ungeduld und Verdruß, Gleichgültigkeit und Abspannung verleideten mir jede Rechtfertigung. Mag ich als

der Schuldige erscheinen — sagt' ich mir oft — als der Pflichtlose, mit welchem es sich unmöglich leben ließ . . . Mochten sie reden, was sie wollten, mein Opfer beklagen, auf mich die Steine werfen, — ich ging meiner Wege, froh, durch Nichts an das Vergangene erinnert zu werden.

Heut' ist's anders — heute steht dieses Vergangene als gegenwärtiges Hinderniß zwischen mir und meinem Lebensglück . . . ich bin ein durch die Gesetze getrennter Gatte, aber kein weltliches und kirchliches Gesetz will mir gestatten nach dem ersten, mißglückten Bunde einen zweiten glücklichen zu schließen . . .

Wie kam ich dazu, mich beim wichtigsten, ach so folgereichen Lebensschritte gänzlich zu irren? mich in ein unauflösbares Verhältniß hineinbegeben zu haben, um es gleich wieder — so weit es sich thun ließ — in ein fremdes, entweihtes zu verwandeln? . . . Dieses Alles soll meiner Seele bessere Seele erfahren.

Nicht gezwungen, sondern freiwillig that ich mehr als einen schwierigen Schritt, eine Frau, welche acht Jahre älter als ich, zur Herzogin von Ossunna zu machen. Und dabei liebte ich sie niemals, empfand nie den süßen Rausch, die Götter-Trunkenheit des

Verliebtseins . . . war ich ein Narr? ohne Zweifel, denn ich war verblendet; sie imponirte mir — da lag's; sie, welche ich durchaus nicht kannte . . .

Als ich ihr zum ersten Male auf einem Hoffeste zu Neapel begegnete, schien sie durch eine ernste, fast strenge Haltung den übrigen Frauen so überlegen, daß ich — der immer zum Idealisten neigte — sie für ein außergewöhnliches Wesen hielt; ihr Ruf war unangefochten; Seltenheit, ja Phänomen in solcher Umgebung und solcher Freiheit! Dabei zierte die Glorie einer Märtyrin ihre breite, kalte Stirne; man beklagte sie, daß sie von dem Manne, dessen Wittwe sie seit drei Jahren, unterschätzt worden; daß er vorgezogen, seinen Posten als Admiral gar zu gewissenhaft auszufüllen, indem er fortwährend auf südliche Expeditionen gegangen sei, statt mit seiner Gattin zu leben.

Damals war ich der Augenverdrehung und der geistigen Leere unserer Damen herzlich müde und las in dem unveränderlichen, maskenhaften Gesicht, welches mir bald zum Medusenhaupte werden sollte, einen festen, in tausend Prüfungen gestählten Charakter. Ich suchte den Ernst des Lebens, übersättigt wie ich war von Tand und Spielereien. Zwar hatt' ich

gleichzeitig die Empfindung, als hauche sie eine Kälte aus, derartig, daß in ihrem Glase das Wasser zu Eis erstarren müsse . . . indessen, der Gebrannte glaubt Heilung von einem Gletscher zu erlangen . . . mir war so viel Unvernunft, Leidenschaft, Mangel an sittlichem Halt entgegengetreten, daß ich Stolz und Würde aufsuchte. Genug, ich wob meine Jugendillusionen um die neue Erscheinung, nicht diese, nur jene — meine Illusionen — liebgewinnend. Das war der erste Schritt in's Verderben.

Sie fühlte sich ihrerseits geschmeichelt, einer so entgegengesetzten Natur, wie der meinigen, Eindruck zu machen; bald war sie es, welche nichts versäumte, mich ihr zu verpflichten; ja sie kettete mich an sich. Und ich glaubte mich geliebt, während ich das Spielzeug einer Ehrgeizigen, welcher ein Titel, ein Vermögen, ein bequem zu regierender Sklave gerade willkommen war. Außerdem — wie ich später entdeckte — hatte sie ihre Schadenfreude daran, mich einer erklärten Feindin abspenstig gemacht zu haben.

Genug, ich setzte Himmel und Erde in Bewegung, Alles zu schlichten, uns den Weg zum Altare zu ebnen. Bekanntlich war sie meine nahe Verwandte, Tochter meines Oheims . . . als Mädchen im Kloster, früh

verheirathet, dann auf einem Schlosse bei Brindisi lebend, war sie mir zufälliger Weise mehr vom Hörensagen als von Ansehen bekannt und der Eindruck in Neapel ein doppelt überraschender gewesen. Nach vielen gescheiterten Versuchen erhielt ich den Dispens unserer stets käuflichen Kirche, das heißt, ich gab einen Theil meines Vermögens — damals lebte noch mein Vater — als Sündengeld.

Die Einzige, welcher meine Wahl nicht richtig schien, war die kluge Ottavia, meine Schwester. „Ihr paßt nicht zueinander," sagte sie, ohne sich beirren zu lassen, während Beatrice das Ideal einer antiken Römerin in ihrer Schwägerin zu sehen glaubte. „Sie mag alle Tugenden haben," bemerkte Ottavia, „aber sie ist nicht liebenswürdig."

Dagegen vermochte ich selber nichts einzuwenden. Ich dachte über diesen Ausspruch nach, beobachtete darauf hin meine Braut, verdoppelte meine eigene Sorgfalt für sie, stets bemüht, in sonnigster Laune zu erscheinen, ein volles Echo meiner übermüthigen, beschwingten Ideen zu erwecken, einen Widerschein meiner excentrischen, bunten Phantasien bei ihr zu finden . . . . Doch auf die Dauer erlahmte mein Wille, denn ich traf dürren Boden, wo ich

lachende Blumenbeete voller Duft hervorzurufen gedachte.

Noch tröstete ich mich: ward unser Verhältniß erst ein heiliges, festbegründetes, so wird alles Herbe von ihr weichen; nur während dieser Zustände der Halbheit, der Uebergänge, ist ihre Laune verdüstert, entbehrt ihr Lächeln das Weiche, Versöhnliche. Ce n'est qu'un nuage, qui passe, philosophirte ich, gleich dem französischen Edelmanne, welcher genöthigt war, zur Zeit der Revolution das Wappen an seinem Hause übertünchen zu lassen; er sah im Geiste bessere Zeiten und wartete sie ruhig ab.

Woher sagt manches Mädchen, mancher Jüngling „Ja" und „Amen," derweil es noch möglich, „Nein" zu sagen und sich mit dieser einen Silbe von einer Zukunft voller Mißgeschick zu befreien!? Woher die Zaghaftigkeit manches Priesters, das Gelübde nicht unausgesprochen zu lassen? das falsche Ehrgefühl des Soldaten, zu einer Fahne zu schwören, während er bereits ahnt, daß er als Deserteur enden wird? . . . .

Nichts Trüberes, als mein Erwachen am Hochzeitstage . . . ein erschreckendes Klarsehen war an die Stelle meines Enthusiasmus getreten . . . „Du

heirathest," sagt' ich mir, „eine Frau, welche weder geistige noch körperliche Grazie besitzt" — imposant war sie nur, so lange sie sich nicht bewegte — „welche keinen tändelnden Spaß versteht, welcher die Natur keine Stimme zum Gesange, nicht einmal zum weiblich sanften Geflüster verliehen, denn auch in ihrer Sprechstimme liegt etwas Gebieterisches, Rauhes, was dem tiefen Organ unserer Frauen eigen ist" .... wozu das Register ihrer Mängel hier aufzeichnen? .... es war groß genug, mich mehr und mehr zu entmuthigen.

Vom Fenster aus sah ich Padre Vincenzo im Garten spazieren gehen; er repetirte halblaut die blumenreiche Traurede; ich wußte im Voraus, welche Trivialitäten er darin vorbringen würde, „zwei Tauben, welche gemeinschaftlich ihr Nest aufbauen" ... daß das edle Paar „für einander geboren wäre" u. s. w. Wie beneidete ich seine selbstgefällige Zufriedenheit! Der Hinblick auf ein Hochzeits-Dejeuner mochte außerdem seinen Augen einen besonderen Glanz verleihen ....

Oh, Ihr Heiligen! fast glaub' ich, meine Gutmüthigkeit war allein daran Schuld, daß ich den Verlauf der Dinge nicht mehr änderte, sondern mir das

Geschick über den Kopf wegnehmen ließ! Don Vincenzo hatte sich von einer beispiellosen Gefälligkeit bewiesen, in Rom, wohin er sich drei bis vier Male begeben, Alles geschlichtet . . . . sollte ich ihm den längst ersehnten Tag verderben, sollte ich? . . . .

Die Thatsache ist: mehrere Stunden darauf war ich mit meiner Cousine vermählt; gegen Abend fuhren wir nach unserer Villa im englischen Garten, welche mein Vater mir zur Verfügung gestellt hatte.

Eines Honigmonates erinnere ich mich nicht; auch bis zu Flitterwochen haben wir es nicht gebracht, denn schon beim Eintritt in unser „Eden" — so hatte der Padre gesagt — kam es zu Grillen und Widersprüchen seitens der schwierigsten aller Frauen; obwohl ich dergleichen schweigend hinnahm, war sofort jede Harmonie gestört.

Eine Reihe Zimmer hatte ich genau nach Angabe der Herzogin herrichten lassen, hoffend, ihre Zufriedenheit zu erwerben. An Danksagungen war sie nicht ausgiebig, aber ein freundliches Lächeln hätte mir das beklommene Herz erweitert. Statt dessen betrachtete sie Alles mit einer Blasirtheit, welche sich nicht beschreiben läßt . . . zuletzt, in ihrem Boudoir, schlägt sie ein Gelächter auf . . . ich lasse sie eine

Weile lachen und erkundige mich dann mit großer Höflichkeit, woher ihre plötzliche Heiterkeit? Ihre Antwort: „es sei gar zu merkwürdig, daß ihr Zimmer mit gelber Seide ausgeschlagen sei — die gelbe Farbe sei ihr in den Tod zuwider." Sie selber habe die Probe der Tapeten- und Möbelstoffe ausgewählt, erlaubte ich mir zu bemerken. „Herzog, Ihr seid originell in Euern Behauptungen" — sie nannte mich „„Herzog"" und „„Ihr""!! — „ich wählte rosenroth, worin ich mich auch vorzugsweise gerne kleide: es verjüngt. O, jetzt besinn' ich mich: bei Lampenlicht gab ich Euch die Probe . . . da mag ich mich vergriffen und statt meiner Lieblingsfarbe nach dem abscheulichen Gelb gegriffen haben. Wie, eine solche himmelschreiende Geschmacklosigkeit traut Ihr mir zu, Herr Gemahl?" „Ein wenig Geduld," entgegnete ich kühl, „Alles wird nach Euren Befehlen geändert werden."

Nun ging es an ein Kritisiren des Gartens: ich müsse einen Gärtner aus England kommen lassen; der meinige, verstände, wie sie sähe, garnichts. Vor dem Gartensaal hatte ich auf dem großen Rasenplatze ein kolossales A von rothen Geraniumblüthen pflanzen lassen; ironischer Weise hieß meine Cousine Angiolina!

(Engelchen). „Eine artige Galanterie,“ sagte sie zwar anerkennend, setzte indessen hinzu: „aber die Ausführung ist ungemein steif . . . Euer Gärtner versteht nichts.“

Und Taube und Täuberich flatterten weiter zwischen Boskets und Blumen . . . ein sanfter Zephyr wehte Kühlung vom Meere herüber; ein himmlischer Sonnenuntergang hauchte rosige Düfte über die paradiesische Gegend, aber wo war Glück und Befriedigung? . . . ein Weib ohne Herzensrücksicht trat mir Beides todt.

O Margarita, liebes, junges Mädchen, soll ich Dich, Unbefangene, Schritt für Schritt in jenes vergangene Elend mit hineinschleppen? Es war ein Elend ohne Namen, an welchem sich so viele Sterbliche heimlich zu Tode bluten . . . wir waren hochgestellt, reich, vielbefreundet, man pries, beneidete uns! Ich hatte Angiolina keine Untreue, keinen Verrath vorzuwerfen, — und doch mordete sie meine gleichmäßige, ungetrübte Laune, verwandelte mein gesundes Blut in Galle.

Eine der sieben Todsünden lautet: Jähzorn. Unerklärbaren Wuthanfällen war meine neue Lebensgefährtin unterworfen. Hörte ich sie des Morgens mit

ihren Kammermädchen toben, so dauerte es nicht lange, daß die Zofen mit gerungenen Händen zu mir hereinstürmten, ihre Entlassung fordernd; — hatte ich mich hinter Schloß und Riegel verbarricadirt, so drang doch der Lärm zu mir; da hab' ich im Aerger oft die kostbarsten Sachen, die mir unter die Hände kamen, auf die Erde geworfen und in Scherben verwandelt, so beschämt ich nachher über Dergleichen! Man muß wissen, wie endlos ich von der Heftigkeit meines Vaters gelitten hatte, wenigstens von den Rückwirkungen seines stürmischen Temperamentes, welchem er gegen seine Umgebung freien Lauf gönnte; persönlich zu mir, seinem Liebling, war er milder, er verzog mich sogar; aber wo er weilte, herrschte kein Frieden; oftmals beging er Excesse, die er vor sich selbst, vor Niemandem verantworten konnte. Oft hatte ich den ärmsten Tagelöhner, den ich bestaubt in seinen Lumpen vorübergehen sah, beneidet . . . „in seiner Hütte ist vielleicht Ruhe und Stille," seufzte ich ihm nach . . . Ruhe und Stille, wonach mein vielfach erschüttertes Gemüth lechzte, hatte ich an Angiolina's Seite zu finden gehofft . . . in der ganzen Umgegend nannte man sie bald „die Furie"; sie war hartherzig gegen Arme, grausam gegen Thiere,

während ich für letztere eine Vorliebe habe und den weisen Perser Saadi begreife, der in seiner schlichten Weise sagt: „Meiner Freunde in Damascus überdrüssig, zog ich mich in die Wüste bei Jerusalem zurück, die Gesellschaft der Thiere aufzusuchen.“ Plumpe Gemüther allein verstehen dergleichen nicht. Und so kam es zur ersten entscheidenden Scene um meines Windhundes halber: Lampo, ein zierliches, liebenswürdiges Geschöpf, hatte der Herzogin in etwas ungestümem Spiele die Spitzengarnirung vom Kleide gezerrt; als Genugthuung dieser Unart forderte die Aufgebrachte, ich müsse den Hund augenblicklich erschießen lassen, er könne toll werden u. s. w. Da ich ein Solches mit großer Entschiedenheit verweigerte, kam es zu Ohnmachten und Convulsionen; ich blieb ungerührt. Aber heimlich ließ die Rachsüchtige eine Fußangel im Garten legen; einer ihrer Diener, welcher sich oft verrätherisch gegen mich benommen, ging ihr dabei hülfreich zur Hand. Lampo fing sich in der Falle und trug eine gequetschte Pfote davon; jener Diener gestand mir Alles auf meinen Verdacht hin ... ich ließ ihm die Hände binden und ihn so aus dem Hause hinaustreiben. Mit der Herzogin wechselte ich lange Zeit nicht ein einziges Wort. Aber sie

ging nicht in sich; im unbeugsamsten Trotze suchte sie sich darin zu überbieten, sich mir verabscheuungswürdig zu machen . . . einen Canarienvogel verstümmelte sie auf nero'sche Weise . . .

Um mein besseres Selbst aus solcher Nähe zu retten, verließ ich Palermo. Der Bruch war unheilbar; ihr war indessen aus tausend Gründen an einer öffentlichen Trennung nichts gelegen. Daher eilte sie mir nach, vergoß Reuethränen, denn noch diente ich ihr zum Proceßführen gegen Verwandte des verstorbenen Admirals; die Geldverhältnisse Angiolina's waren äußerst verwirrt, und mir dadurch eine Last von Widerwärtigkeiten zugefallen.

Ich versuchte es auf Reisen mit ihr . . . eine Zeitlang schien wirklich das Bessere Oberhand in ihr zu gewinnen; stand sie außer jeder Berührung mit Anderen, so war sie verträglicher. Aber jener Funke Zuneigung, welchen ich für sie empfunden, war längst mit meiner Achtung verflogen. An Tagen, wo mich an ihr Nichts verdroß, wo ich nicht in Verzweiflung ingrimmig die Faust vor der Stirn ballte und dieses Daseins Bürde verwünschte, ach, alsdann gefiel mir an ihr eben so wenig! Entweder, sie überlud ihre Toilette oder vernachlässigte sich . . . in meinen

Augen war sie unschön. Vielleicht gab ich mir zu wenig Mühe, ihr dieses zu verhehlen, doch meine Geduld war erschöpft; Rücksichten kosteten mir übermenschliche Mühe.

Sie selbst führte das genußloseste Dasein; sie nährte ihren Geist nicht mit großen, edlen Gedanken; sie las nicht; das sagt Alles.

Wir gingen nach Rom: gähnend durchschritt sie den Vatican; der Laokoon galt ihrer Ansicht nach für „geschmacklos" u. s. w. Und sie that sich auf ihre Unbildung noch etwas zu Gute. Bisweilen sagte ich ihr vor Anwesenden boshafte, spitzige Worte, welche sie tief in's Herz kränken mußten . . . ich hatte alle Güte neben ihr eingebüßt und mag in jener Zeit als lieblos und cynisch vor der Welt gegolten haben; Angiolina dagegen, welche in Gesellschaft nicht viel zu sagen wußte, keine Schlagfertigkeit der Erwiederung besaß, als Opferlamm. „Sie ist ein Engel," hieß es, „er ein Don Juan."

Dieser Don Juan kehrte einst von einer Carnevalsredoute heim, als „der Engel" auf mich zutrat und, bevor ich mir den Domino abgestreift, unverhohlen sagte: „Ich hasse Euch tödtlich."

„Glücklich wer noch hassen kann," entgegnete ich

und wickelte die Arme in meinen rosa Atlasbehang, „Haß ist eine Leidenschaft, welche vollauf beschäftigt . . . mir dagegen ist Alles auf dem Erdenrund so gleichgültig wie der Staub unter meinen Sohlen —"

„Ich gleichfalls?"

„Gleichfalls —"

Bebend riß sie den Trauring vom Finger und warf ihn klirrend auf den Kaminsims. Ich verneigte mich und verließ das Zimmer.

Seitdem begegneten wir uns nie wieder; sie begab sich nach Brindisi, ich verweilte bis zur gerichtlichen Lösung unserer Ehe in Rom. Ausgeträumt war der böse Traum . . . die krankhafte Reizbarkeit verließ mich; die Lust, weh zu thun und zu verhöhnen, welche sich bei mir anzunisten begonnen, spülten die Wogen eines neuen, befreiten Lebens von mir und wuschen mich von dergleichen entwürdigendem Makel rein . . . „Rette Dich vor der Erinnerung an's Vergangene, sonst wirst Du wieder herb und bitter," rief ich mir zu und trank Vergessenheit aus sprudelnden Quellen, die mir tausendfach entgegenrauschten. Eine Zeitlang schien mir das Leben wieder reich . . . ich begnügte mich an oberflächlichen Freundschaften und Bündnissen, vermied sogar tiefergehende. Aber das

war auf die Dauer kein Dasein für mich . . . nach Verständniß und Heilung lechzend, trieb es mich umher . . . tausend Thorheiten wären unterblieben, wenn ich liebenden Beistand gehabt und mit den reinsten Empfindungen nicht Schiffbruch gelitten hätte . . . Ottavia, meine Schwester, welche den besten Einfluß auf mich ausgeübt, that nicht recht, sich den Ihrigen zu entziehen, den Schleier zu nehmen und nur noch eine Stimme aus verklärten Welten zu sein . . . sie griff nicht mehr in mein Leben ein . . . vom Strudel ließ ich mich tragen — bis ich Dich sah . . . nun lieg' ich auf ödem Strande, grolle und hadere von Neuem mit dem Geschick und lästere zu den Sternen empor . . .

Doch nein! alles unmännliche, vernunftlose Verfahren macht mich der Geliebten unwürdig. Im Kampfe will ich sie verdienen, im Kampfe mit den hartnäckigsten Mächten, an deren zähem Widerstande Millionen zu Grunde gingen — aber das entflammt um so glühender meinen Muth! — im Kampfe mit der bindenden und lösenden Kirche; Potentaten wurde gestattet, was ich fordere . . . politische Rücksichten gelten . . . dürften menschliche Rücksichten niemals den Sieg davontragen? Süße Hoffnung schwellt

meine Brust . . . zuversichtlich blick' ich zu befreundeten Sternen empor . . .

Ottavia, Margarita bittet für mich!"

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Der Herzog mochte am festesten auf seine persönliche Gewalt, seine unwiderstehliche Beredtsamkeit bauen, indem er des Papstes Einwilligung zu erschmeicheln, erlisten, erringen ertrachtete. Er vergaß in seinem Taumel ganz und gar einen ähnlichen, naheliegenden Fall: sein leiblicher Vetter hatte neun kostbare Jahre seines Lebens im selben Kampfe zwischen Erwartung und Entsagung verloren — der legitime Besitz einer angebeteten, hochstehenden Geliebten, einer geschiedenen Frau, blieb ihm hartnäckig verweigert — worauf er in Tiefsinn verfallen war.

Margarita glaubte so wenig an eine Verwirklichung des Wonnetraums, daß es ihr fast glaublicher erschienen wäre, wenn ein Engel vom Himmel gekommen und ihr gesagt hätte: „folge mir, an meiner Hand sollst Du das Paradies durchwandern." Für sie lag es außer dem Bereich der Möglichkeit, Herzogin de Ossunna zu werden; ihre Liebe war ohne Selbstsucht; ein achtzehnjähriges Mädchen blickt nicht

berechnend in die Zukunft, setzt viel eher in ihrer Unbefangenheit Ruf und Stellung auf das Spiel; erwacht erst der sittliche Ernst, so ist eine solche volle, unschuldige Hingebung nicht mehr möglich und der Seele dadurch ein gewisser Blüthenstaub abgestreift, wie Allem, was reif geworden. —

Vor einbrechender Dämmerung hatte sich Berner mit seinem blonden Schützling, dem schönen Freiherrn nach dem Sommertheater begeben und sich vor dem Eingange an eins der gußeisernen Tischchen gesetzt, die Damen erwartend.

„Wo sie nur bleiben,“ seufzte Adalbert.

„Geduld, junges Blut, — vor einer halben Stunde können sie nicht eintreffen.“

„So verurtheilen Sie mich zu einer dritten Portion Gefrorenem . . . hollah, Erdbeereis, zwei Schalen.“

„Wie oft muß ich Ihnen wiederholen, edler Herr, daß ich dergleichen Näschereien nicht würdige; selbst im tiefen Süden bedarf ich dergleichen Erfrischungen nicht . . . in meinem Alter,“ fügte der Maler neckend hinzu, „braucht man gewisse Feuerbrände nicht mehr gewaltsam abzukühlen . . . wohl bekomme Ihnen die dritte Portion!“

„Das Gefrorne von Palermo ist deliciös, wie bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Aber Professor, jetzt erklären Sie mir einmal freimüthig, woher Ihre pöbelhafte Mäßigkeit? Solch einer spartanischen Lebensweise muß irgend Etwas zu Grunde liegen."

Berner schaute überrascht, als habe sein Landsmann das Richtige getroffen.

„Ei, wer wird Alles wissen wollen?" —

„Ich! denn mich interessirt Alles, was von Ihnen kommt; seit meinem dreizehnten Jahr, wo Sie mein Portrait in Liebenburg für den Ahnensaal malten, hänge ich Ihnen mit treuer Freundschaft an. — Weshalb nehmen Sie niemals an einem Schmause Theil, grad' als hätten Sie ein Gelübde abgelegt?"

„Sehen Sie den jungen Mann dort, links vom Eingang? Welche prächtige Erscheinung!" sagte Berner ausweichend.

„In der That, ganz ausgezeichnet schön — welche Haltung, welches Profil . . . ist er ein Sicilianer?"

„Nein, Livorno ist sein Geburtsort, sein Name Salvini, Tommaso Salvini, der hoffnungsvollste Schüler des großen Schauspielers Gustavo Modena; heut' Abend werden wir den athletisch gewachsenen

Jüngling mit der Heldenbrust in der Titelrolle des Dramas bewundern."

„Nicht möglich! ... Jener wäre unser Ruy Blas? Eine halbe Stunde vor der Aufführung noch so unbefangen unter dem Publikum? — Aber, lieber Berner, überwinden Sie sich, mir zu Liebe, einmal, und trinken Sie ein Glas Sorbet."

„Hebe Dich weg, Satanas! — Ich glaube, dort kommen die Damen in offener Halb-Chaise."

„Leider noch nicht ... Berner, hören Sie, ich begreife nicht —"

„Wie ich ohne Limonade, Leckereien und große Diners leben kann? Wohlan, Sie trafen's, junger Recke: mit dem Gelübde ist's zwar so schlimm nicht, aber ich habe mir jedes überflüssige Naschen und Schwelgen gelegentlich einer Erfahrung, welche ich Ihnen mittheilen werde, abgewöhnt: ich befand mich in jüngeren Jahren auf dem Landsitze des Barons G. Nach einem üppigen Frühmahle, wie es namentlich im Mecklenburgischen an der Tagesordnung, schwang sich der Sohn des Hauses auf sein Pferd, in den Forst hinauszureiten und einem Tagelöhner, welcher im Verdachte von Wilddieberei stand, eine derbe Warnung zu ertheilen. Ich begleitete ihn auf

einem strammen Fuchse, denn ein scharfer Trab war gut für die Verdauung.

„In der Nähe einer baufälligen Hütte, stiegen wir ab und näherten uns verstohlen dem Eingange. Im Innern des elenden Raumes erblickten wir einen Mann, neben ihm einen Knaben in zerrissenem Kittelchen; Beide hatten andächtig die Hände gefaltet; auf dem Heerde stand ein russiger Topf mit etwas gekochtem Kraute darin; der Vater betete: „„Mein Herr Jesus, sei unser Gast! segne, was Du uns bescheeret hast!““ Aber sie hatten nicht einmal einen Bissen Brod dazuzubrocken; nach der schweren Arbeit nichts weiter als Viehfutter . . . uns traten die Thränen in die Augen; der junge Gutsherr wagte sich nicht an den Mann heran, ihn auszuschelten oder auch nur zu vermahnen; schweigend legten wir einige Geldstücke auf das morsche Fensterbrett und entfernten uns, eine unendliche Rührung im Herzen.

„Seit jenem Tage, da ich des Armen Dankgebet für ein paar dürftige Krautblätter vernommen, unterdrückte ich in mir jedwedes Gelüst nach Allem, was meinen Gaumen besonders reizte; und so oft dieses Gelüst in mir rege ward, schenkte ich das Geld, welches ich darauf hätte verwenden mögen, einem Armen. Pah!

jetzt ärgere ich mich, daß ich es ausgeplaudert habe — klingt es nicht, als wollte ich mich brüsten mit meiner außerordentlichen Tugend? denn es ist mir vom ersten Augenblick an so leicht geworden, daß ich kein Opfer brachte . . . ohne zu naschen und zu zechen, blieb' ich kräftiger wie die Andern."

„Sie sind ein braver Kerl," rief Adalbert, seinem alten Bekannten die Hand schüttelnd, „vor solch Einem wie vor Ihnen müssen wir Anderen uns schämen."

„Augen links, edler Jüngling, unsere Damen steigen aus."

Beide Männer halfen Margarita und Teresa aus dem Wagen und geleiteten sie in die Loge.

Palermo war nicht groß und weitläufig genug, als daß nicht jede neue Erscheinung an einem öffentlichen Orte sofort aufgefallen wäre.

„Welch ein schöner, blonder Kopf!" flüsterte man im Publikum, nachdem Adalbert kaum hinter Margarita's Lehnsessel Platz genommen hatte.

„Gewiß ein Engländer," hieß es im Parquet und der gegenüberliegenden Logenreihe, „ein Engländer, welcher um die Perle der goldenen Muschel wirbt. Ja, so ist's." —

„Sonnenschirme zu! Sonnenschirme zu!“ dröhnten sonore Stimmen dazwischen, „kein Tröpfchen fällt vom Himmel nieder.“

Allerdings hatte sich der Horizont einige Minuten vor Beginn des Dramas umwölkt und die Schönen auf den Bänken der Sperrsitze, für den Kopfputz fürchtend, hatten die buntseidenen Knicker aufgespannt.

Bald verflog indessen alle Besorgniß vor einem Regengusse. Die Sterne tauchten aus dem tiefblauen Aether.

„Limonade! Sodawasser! candirte Maulbeeren!“ riefen die Verkäufer, und die Musikanten im kleinen Orchester stimmten die Instrumente.

Berner weidete sich an dem Eindrucke, welchen sein „Manfred“ auf die Palermitaner ausübte. Gut, daß Adalbert nur für Margarita Augen hatte, sonst wäre er vermuthlich eitel geworden, so ausdrucksvoll blickten sicilianische Frauenaugen zu ihm hin.

Berner glaubte, seiner kleinen Freundin Margarita entginge die Bewegung des Publikums nicht.

Eine so hohe Meinung er von den Frauen, insbesondere von Lauri's Tochter, hegte, so lautete doch sein Grundgedanke: „Eva ist die Mutter von Allen“ — jedem Evastöchterlein schmeichelt es, sobald ihr

Verehrer allgemeine Bewunderung erregt . . . außerdem gefällt ihnen das Neue . . . Der Herzog war bisjetzt Palermo's Abgott, wollen sehen, ob „Manfredo" ihm den Rang nicht streitig macht!"

Die klügsten und erfahrensten Menschen sind oft in den seltsamsten Täuschungen und falschesten Vorstellungen begriffen. Hoffnungen, deren Nichtigkeit ein Kind ihnen beweisen könnte, erfüllen sie mit blinder Zuversicht und spornen sie zu nimmermüder Thatkraft an. Der Jugend ist solch eine fixe Idee mitunter förderlicher als nachtheilig; im Alter nimmt sie einen Charakter anderer Art an, verdirbt im Eigensinn mehr, als sie Gutes stiften möchte.

So vollauf Jedes in der Loge mit den eigenen Gedanken beschäftigt war, so neugierig die Blicke des Publikums an der neuaufgetauchten „blonden Erscheinung" hingen, so gelang es doch dem jungen Ruy Blas, welcher in der ersten Scene des Trauerspiels auftritt, die volle Aufmerksamkeit der Anwesenden magnetisch auf sich hinzulenken. Verstand es Victor Hugo in seiner Ruhmesepoche: leidenschaftliche, bezaubernde Verse zu dichten, so gelang es dem hochbegabten Anfänger bereits meisterhaft, sich zum Dollmetscher jener glühenden Liebesempfindungen zu

machen. Wer sich der plastisch schönen Ristori aus ihrer Jugendzeit erinnert, übersetze sich dieses Genre von Schönheit aus dem Weiblichen in's Männliche, und er wird ungefähr wissen, wie damals Tommaso Salvini aussah; heute noch könnte man Tragödin und Tragöden für Geschwister halten.

Wir wissen, daß Margarita nur widerstrebend in das Schauspiel gegangen war; Adalberts Begleitung war ihr lästig; überdies fürchtete sie Medoro's eifersüchtigen Unwillen, im Fall dieser unvorbereitet Jenen in Lauri's Loge erblicken würde; dennoch verfehlten die herzaufwühlenden Liebesklagen ihre Wirkung nicht auf das schwärmerische, junge Gemüth. Die zurückgedrängte, trotzdem heißhervorquellende Gluth des Spaniers im Lakaienrock, die sinnlose, verbrecherische Leidenschaft für die Königin fanden das lebhafteste Echo in Margarita's Herzen. Darüber vergaß sie die störende Nähe des Freiherrn, welcher ihr zu viel Artigkeiten sagte, welcher unaufgefordert mit seinen Huldigungen förmlich auf sie einstürmte.

Die Erzählung des Ruy Blas zu Don Cäsar de Bazan wurde mehrere Male durch laute Ausrufe des Publikums „o schön! sublim!" unterbrochen. Mit unendlich rührendem Accente schilderte der Schau-

spieler die Seelenleiden des Niedriggestellten, welcher insgeheim die Königin anbetet, wie er aus dem Schatten zu ihrer Strahlenglorie emporblickt; wie er nächtlich einen langen Ritt ohne Urlaub wagt, um an einer bestimmten Stelle Vergißmeinnichtblumen zu pflücken und diese alsdann mit Lebensgefahr — nachdem er das eiserne Gitter des Schloßgartens überstiegen — in der Laube der Königin auf den steinernen Tisch legt; dort weilt sie jeden Tag, an Deutschland, ihre Heimath, denkend — Vergißmeinnichtblüthen zaubern ihr die vergangenen Mädchentage zurück — — die Hand des geheimnißvollen Gebers trug vom letzten Male eine Wunde davon ... er verletzte sich an den eisernen Spitzen, welche er zu übersteigen hatte ...

Das Publikum, überaus zugänglich für so beredt geschilderte Herzensgefühle, war electrisirt; Niemand dachte mehr an den fremden Signore und sein blondes Haar. Das schöne Geschlecht schämte sich nicht, gleich zu Anfang aufrichtige Thränen zu vergießen. Margarita starrte thränenlos drein, innerlich aber weinte sie Feuer.

Als der Vorhang nach dem ersten Zwischenakte sich wiederum hob, überraschte ein anmuthiges

Tableau die Zuschauer: Maria von Neuburg, Spaniens Königin, unter ihren Frauen. Damals wie heute waren die italienischen Decorationen im Urzustande, geschmacklos, unhistorisch, grob bemalt; aber die Schauspielerinnen waren alle jung und reizend und ihre Costüme frisch und kleidsam. Den Mittelpunkt der Gruppe bildete Adelaide Ristori im silbergestickten, weißen Atlasgewande; ihr Gesicht, welches sich auf der Bühne als unverwüstlich erwiesen, erinnerte zu jener Zeit an die Frauentypen von Dominichino und Guercino; den Turban einer Sybille, das Diadem einer Semiramis oder den blauen Schleier einer Madonna durfte sie mit gleicher Berechtigung tragen. Noch waren ihre Gesten nicht allzu academisch absichtlich; ihre Mienen noch nicht so sterotyp im Lächeln oder Grollen; sie war ein anspruchsloses, junges Mädchen ohne glänzende Gage, welches sich vom künftigen Palast in Florenz und einem römischen Nobile als Gatten nichts träumen ließ; damals hieß es allgemein, sie und der schöne Salvini würden ein Paar werden.

Die Spannung des Auditoriums wuchs mit der fortschreitenden Handlung, so gewagt dieselbe angelegt und durchgeführt ist; nur ein Talent wie Hugo

ist daran nicht gescheitert; man sympathisirt mit seinem Helden, welchen der nichtswürdige, kaltherzige Don Sallust zum Granden erhebt, um ihn desto tiefer in's Bodenlose hinabzustürzen, mit ihm die Königin . . . der meisterhafte Dialog, die brillante Scenerie, die äußerst dramatischen Situationen versöhnen mit dem Unwahrscheinlichsten.

Der deutsche Freiherr stimmte zwar in den rauschenden Beifall ein; solch ein Spiel, solch eine ausdrucksvolle Mimik war ihm niemals vorgekommen; indessen war ihm ein solches Drama doch gar zu ungewohnte Kost; ihn verletzten die höhnenden Bitterkeiten, welche der republikanische Dichter den Vornehmen bei jeder Gelegenheit in's Gesicht schleudert wie einen Fehdehandschuh; außerdem interessirte ihn Nichts an dem hochromantischen Süjet; er war kein Lakai im hermelinverbrämten Grandenmantel; Margarita war seiner Meinung nach nicht unerreichbar wie die Königin.

Der zweite Akt war vorüber und Medoro's Loge noch immer leer. „Er versprach doch, zu kommen," flüsterte Margarita leise vor sich hin.

Besuche kamen: Der Marchesino und mit ihm ein ganzer Schwarm junger Herren.

Der Lauri'sche Diener präsentirte Gefrorenes. Nun ging es an ein Loben und Bekritteln des Schauspiels.

„Adelaide Ristori ist ein wahres Meteor am Theaterhorizonte! Sie übertrifft ihre Lehrerin, die famose Marchioni.“

„In Kurzem wird Salvini Euer Meteor bei Weitem überflügelt haben,“ widersprach der junge Marchese.

„Oho!“

„Beppina, die Venetianerin, welche die Cassilda spielt, ist weit reizender.“

„Wie kann eine Soubrette, mag sie noch so pikant sein, der edlen, königlichen Adelaide vorgezogen werden!“

„Signorina Margarita, welche geschmackvolle Toilette! Welche zarte Nüance von Blaß-Rosa!“

„Himmel, dort drüben sitzt der Präsident Morini mit seinen drei alternden Grazien! . . . überall werden diese Mädchen zur Schau gestellt; es fehlt nur, daß der Papa sie in die eisernen Käfige am San Giorgio-Thore — wo die Köpfe der Räuber thronen — „zur Warnung“ ausstellt“ . . .

„Was muß man thun, um ihren Anblick zu vermeiden?“

„Das ist leicht," warf der Marchese hin, „man muß sich ihrer Wohnung gegenüber einmiethen; da das Kleeblatt nie zu Hause weilt, sondern von früh an umherjagt: in die Messe, auf die Promenade, in alle Häuser, wo man Visiten empfängt, so ist man am sichersten in der Nähe ihrer vier Pfähle."

„Dort sitzt Prinzeßchen Aglaia — also von der Krankheit glücklich erstanden! Schade, daß die hübsche Person sitzen geblieben ist — der Vater, welcher sich selber nie etwas versagte, konnte ihr, als sich ebenbürtige Freier einstellten, keine Aussteuer mitgeben; darüber wurde sie zur alten Jungfer — Schande über den Alten!"

„Aglaia ist dreißig Jahre alt."

„Dreiunddreißig, meiner Seele —"

„Was wetten wir?"

„Zwei neapolitanische Rapiere —"

„Gut. Aber der Vorhang hebt sich . . . meine Damen, wir empfehlen uns zu Gnaden!"

„Auf Wiedersehen!"

Adalbert sagte, zu Berner gewendet: „Diese jungen Leute besitzen außerordentlich viel Routine. Gehören sie alle zum adeligen Club?"

„Das weiß ich nicht; aber Sie finden dieses zuvor-

kommende Wesen gegen uns Fremde, diesen gewählten, studirten Anzug in allen Schichten der Gesellschaft."

„Ich hatte nie geglaubt, daß die Sicilianer es den Pariser Stutzern zuvorthun! sie strahlen ja förmlich von Eleganz . . . nur ein bischen zu viel Schmuck tragen sie an sich; aber es kleidet sie."

„Schmuck, frische Wäsche und frische Handschuhe ist die einzige Extravaganz ihres Daseins; im Uebrigen sind sie anspruchslos, beinahe sparsam. Die hiesigen, deutschen Kaufleute bringen halbe Nächte im sogenannten deutschen Bierkeller auf dem Cassaro zu; dabei wird Butter und Käse, Wurst und Schinken vertilgt; sehen Sie, so etwas kennen die Sicilianer nicht."

„So passen Sie vortrefflich für einander —"

„Wir werden ganz gut miteinander fertig; aber am besten ist's immer, ihnen zehn Schritte vom Leibe zu bleiben."

„Will's mir gesagt sein lassen —"

„Wohlverstanden hat jede Regel ihre Ausnahme."

„Wie zum Beispiel Don Cosimo, nicht wahr?"

„Freilich; er ist Kosmopolit, er gehört keiner bestimmten Nation an, oder vielmehr, von allen Nationen, mit denen er verkehrte, nahm er das Beste an."

Margarita hatte das nichtige Geschwätz der jungen Leute im Traume vernommen, hatte sie wie im Traume kommen, gehen sehen. „Was war dem Herzog zugestoßen?“ ängstigte und bangte sie sich.

Für den Ministerrath, womit der dritte Akt beginnt, hatte sie nur ein halbes Ohr. Ebenso entging ihrer Aufmerksamkeit die glänzende Rede, womit Ruy Blas die verrätherischen Unterthanen der Königin niederdonnert. Erst Teresa's Zuflüsterung: „Nun kommt die Hauptscene,“ lenkte Margarita's Augen zur Bühne zurück. Die Königin trat aus einer geheimen Pforte an den Alleingebliebenen heran; begeistert von dem Muthe, womit er die Rechte des Landes verfochten, fragt sie ihn mit verklärten Augen und extatisch ausgebreiteten Armen: „Woher denn wart' Ihr groß und fürchterlich wie Gott selbst gewesen sein würde?“ „Weil ich Euch liebe,“ schluchzt Ruy Blas außer sich und sinkt vor der Gebieterin auf's Knie. Und es kommt zum gegenseitigen Bekenntniß; die Hölle der Hoffnungslosigkeit zückt unter dem Paradiese des einen, süßen, heißersehnten Augenblicks, doch was bedeutet Hölle und Zukunft für jene beiden Seelen, welche ineinanderströmen! . . .

Unwillkürlich schweifte Margarita's verstohlener

Blick nach Medoro's Loge hinüber; ihre Lippen und Wangen erblaßten leicht: des Herzogs Auge begegnete dem ihrigen.

Schienen des Spaniers Betheuerungen nicht ein Echo von Medoro's Worten, welche die Mondnacht belauscht hatte? Margarita's Erregung ließ sich länger nicht niederkämpfen; sie zerfloß in Thränen, verließ ihren Sitz und zog sich in den Hintergrund der Loge zurück. Berner und der Freiherr verharrten in discreter Haltung.

Die Königin verschwand hinter der Draperie; Don Sallust, Ruy Blas' Mephistopheles, trat auf. Die beiden Deutschen verloren kein Wort dieser verhängnißvollen Scene und merkten nicht, daß die Logenthür aufgerissen worden und Jemand eingetreten war.

Auch Teresa hatte nicht das geringste Geräusch vernommen, dennoch fühlte sie Medoro's Anwesenheit wie durch ein magnetisches Fluidum, welches ihr kund gab, der Gefährliche weile in der Nähe ihres Kindes.

Ohne den üblichen Abendgruß hatte sich Medoro neben Margarita auf den Sitz des kleinen Divans niedergelassen; sie schrak vor seinem Blick zusammen: er traf wie ein glühendes Senkblei iu ihr Inneres.

„Wer ist jener Unbekannte?“ stieß er leise, aber gebieterisch heraus.

„Irgend ein Deutscher — Berners Freund — meinem Vater empfohlen,“ brachte Margarita ängstlich heraus, als müsse sie sich eines Vergehens halber entschuldigen.

„Welch Höllenleben führe ich!“ sprach der Herzog mit erstickter, zornbebender Stimme. Eifersucht krampfte ihm das Herz zusammen.

Margarita neigte den Kopf.

Ein gewisses Signal hinter den Coulissen verkündete den nahbevorstehenden Aktschluß.

Medoro, ohne alle Fassung, setzte schnell hinzu: „Ein Wort für tausend andere: wer mit mir spielt, hat es zu büßen, denn ich bin rachsüchtig .... darum besser, man sagt mir geradezu „„wir wollen uns nie wiedersehen.““ — —

Ein vorwurfsvoller, aber unendlich milder und weicher Blick schaute jetzt groß und voll zu ihm auf.

Der Zorn schmolz in Ossunna's Busen; er drückte die Hand auf's Herz und blickte zum Himmel, als riefe er von Oben Zeugen seiner tödtlichen Qual.

„Gegen Grausamkeit bin ich wehrlos,“ hauchte Margarita.

„Wie soll ich nicht grausam sein, da ich gar zu sehr im Nachtheil bin!“ versetzte er weicher.

Fragend sah Margarita ihn an; sie verstand ihn nicht.

„Wäre ich ein Jüngling, so fürchtete ich keinen Rivalen.“

„Und jetzt?“ zuckte Margarita unwillig auf.

„Jetzt könnte ich Ihr Vater sein!“ Medoro biß sich auf die Lippen, als müsse das Blut herausspringen . . .

„Wählte meine Mutter nicht den Maestro Lauri, welcher einundzwanzig Jahre älter als sie?“ lächelte Margarita beschwichtigend; aber helle Thränen zitterten noch an ihren dunkeln Wimpern.

„Trotzdem, liebliche Trösterin, ist auch mein Alter — die Jugend ist doch längst vorbei — wider mich verschworen! Feindschaft und Verrath sehe ich nun einmal in jeder fremden wie in jeder bekannten Erscheinung . . . Frauen ertragen Alles leichter —“

Jetzt lag eine tiefe Bitterkeit im Tone, womit das junge, zarte Mädchen wiederholte „Leichter!!“

Der dritte Aufzug war zu Ende.

Unter fanatischem Jubel wurde das Künstlerpaar sechsmal hintereinander gerufen; die Ristori warf

Kußfinger in Entgegnung der Blumenovationen, welche ihr unaufhörlich zu Theil wurden.

„Wie eine Tänzerin," meinte der Freiherr, welcher eine gewisse angeborene Steifheit der Ansichten selbst im Süden nicht überwinden konnte.

„Sie macht es höchst anmuthig und mädchenhaft," sagte Berner, „sie ist ein sympathisches Geschöpf; wenn sie nur so bliebe! An Talent scheint auch mir der junge Mann ihr überlegen; er ist schöpferischer, origineller."

Nicht wenig überraschte Adalbert der Anblick des schlanken, eleganten Mannes, der eine weiße Rose im Knopfloch, neben ihm stand.

Teresa stellte die Herren einander vor; sie hoffte von Medoro's Zuvorkommenheit einige Artigkeiten gegen den Fremden; der Herzog ließ es bei einer Verbeugung bewenden. Er richtete nicht zwei Worte an Adalbert und sprach ausschließlich zu Berner. Dieser, welchem nicht die geringste Eigenschaft eines Spähers und Lauschers anhaftete, beobachtete zum ersten Male nicht nur Margarita, sondern gleichzeitig Medoro, welchem er das Kind unbedingt entreißen wollte; „zum Besten Beider," sagte sein rechtliches, goldreines Herz.

Er wußte nicht, daß Padre Vincenzo vor wenigen Stunden nach Civita-Vecchia abgesegelt, um in Rom das Terrain zu recognosciren; aber Berner errieth dennoch an vielen, kleinen Nüancen in Medoro's Benehmen, daß eine gewaltige Umwandlung sich am Herzog vollzogen hatte; so sehr verrieth sich bei ihm eine ungeduldige Beklommenheit und eine Gereiztheit der Stimmung, wodurch er unserm deutschen Freunde ganz fremd erschien.

Während Adalbert mit nordischer Vertraulichkeit zu Teresa und Margarita sprach, entgingen Berner die Feuerblicke nicht, welche aus den Augen des sicilianischen Granden sprühten, bald den neuen Eindringling zu vernichten drohten, bald Teresa's Physiognomie prüften, am meisten aber auf Margarita verstohlen weilten.

„Ein sehr schöner, junger Mensch, Ihr Herr Landsmann,“ sagte der Herzog plötzlich, er schaute den Maler seltsam durchdringend an.

„In unserer Heimath ist solch ein Typus häufiger und deshalb weniger geschätzt.“

„Sie als Maler dürfen seinen Zügen weder die Regelmäßigkeit, noch die Feinheit absprechen.“

„Gewiß nicht; vielmehr benutze ich seinen Kopf als Vorbild zu meinem König Manfred.“

Ossunna's Gesicht verfinsterte sich.

„Sie wissen, Herzog,“ fügte Berner scherzend hinzu, „vor mir muß ein Jeder auf der Hut sein.“

Medoro antwortete nichts; er sah zerstreut aus. Margarita hatte sich erhoben, Teresa trat zu Berner heran: „Wir überlassen den Herren die Loge; mein Kind bangt sich nach dem Papa, welcher noch ein wenig leidend war, als wir ihn verließen. Auf Wiedersehen, geben Sie Acht, der vierte Akt beginnt ... keine Störung unsertwillen! Der Herzog geleitet uns an den Wagen.“

So blieb der Freiherr mit Berner im Theater zurück; Ersterer wollte seinen alten Freund allerlei fragen, indessen Don Cäsar de Bazan nahm sofort alle Aufmerksamkeit für sich in Anspruch.

Medoro hatte den Takt, nicht sogleich den Damen zu Lauri hinaus zu folgen, sondern erst auf eine halbe Stunde in seine Loge zurückzukehren. So liegt in den Gemüthern jener Insulaner Vorsicht und Behutsamkeit dicht neben der schrankenlosesten Leidenschaft; ebenso kindlich vertrauensvoll, als leicht zum schlimmsten Verdachte geneigt, befinden sich diese Menschen immer außerhalb des Gleichgewichtes.

Zwischen dem vierten und fünften Akte, indem Adalbert sich eben zu Berner wendete, traten einige der jungen Parlermitaner — Lauri'sche Stammgäste — in die Loge.

„Beliebt es den Herren Preußen, mit uns auf die Bühne zu gehen und der schönen „Königin vorgestellt zu werden?" boten sie freundlich an.

„Führen Sie diesen jungen Mann getrost, wohin Sie wollen, Signori," empfahl Berner den Auffordernden mit Humor, „was mich anbetrifft, so bin ich in einem Alter, wo die Passion, Schauspieler in der Nähe zu sehen, längst aufhörte. Und somit sage ich den verehrten Herren allerseits gute Nacht . . . ich bin kein Freund von Sterbescenen . . . wie ich vernahm, geht es im letzten Aufzuge an's Vergiften . . . König Manfred, addio! auf morgen! bis zur Mittagsstunde finden Sie mich im Atelier."

Gegen Mitternacht kehrte Lauri's nordischer Freund nach der Villa Glencora zurück. Medoro's Cabriolet hielt vor dem Gitter; aus einem der Gemächer zu ebener Erde tönte des Herzogs Stimme und das fröhliche Lachen des Capellmeisters.

Berner ging still hinauf in sein Zimmer.

Viertes Capitel.

Am folgenden Morgen wollte dem Fleißigen die Arbeit nicht recht von der Hand; er war zerstreut... noch verweilten seine Gedanken beim gestrigen Trauerspiel ... „Wie himmlisch habt Ihr Euch lieb gehabt, Ihr beiden jungen Leutchen, Ristori und Salvini," schmunzelte er vor sich hin. Aber störend, aufreizend zu wildem Widerspruch war ihm der Verdacht: Margarita liebe nicht ohne Gegenliebe. Das kreuzte Berners Pläne ... der ehrliche Märker schmiedete Heirathspläne! Wir wissen, wie wenig es ihm um den Kuppelpelz — um seinen Vortheil nämlich — zu thun war; das Kind seiner Glencora spielte mit Feuer — es mußte gerettet werden; Adalbert glich einem Erzengel, — sollte er nicht berechtigt sein, das Mägdlein aus den Flammen zu holen?

Genug, der Maler war voller Unruhe, wußte nicht aus noch ein; — „Her mit einem Buche," rief

er aufspringend, „daß ich die alte Stimmung, die rechte Sammlung durch ein Dichterwort erlange . . . das ist ein unfehlbares Mittel.“

Ohne lange auszuwählen griff er auf das Gerathewohl nach dem Bücherbrette, wo seine Classiker aufgereiht standen.

„Faust! Um so besser . . . willkommen, Buch der Bücher! Und hier schlag ich gleich den wonnevollsten Geisterchor auf:

Schwindet, ihr dunklen
Wölbungen droben!
Reizender schaue
Freundlich der blaue
Aether herein!
Wären die dunkeln
Wolken zerronnen!
Sternelein funkeln,
Mildere Sonnen,
Scheinen darein.
Himmlischer Söhne
Geistige Schöne,
Schwankende Beugung
Schwebet vorüber;
Sehnende Neigung
Folget hinüber u. s. w.

„Das ist Herzstärkung, selige, selige Labung! Der alte Reichthum kehrt mir wieder . . . das ist der Zaubertrank, welcher uns Goethianer verjüngt,

wie den Doctor der Hexentrank. Lese ich diese prachtvoll gegliederten Verse, blick' ich unwillkürlich an den Wänden umher, ob ich diese nicht mit üppigen Fruchtguirlanden umzogen sehe? und Amoretten dazwischen, welche die „sprossenden Ranken“ und „lastenden Trauben“ stützen . . . ich möchte, auf Anregung dieses Wort-Kranzes, ein friesartig Bild malen“ . . .

Eilige Schritte kamen die Stiegen herauf.

„Wer da?“

„Manfred.“

„Ah, guten Morgen, lieber König! Wohl geruht?“

Bevor Adalbert sich Zeit zum Niedersitzen genommen, fragte er athemlos: „Berner, geben Sie mir nähere Auskunft über den Herzog Ossunna —“

„Aha,“ dachte Berner.

„Ist er jung? ist er bereits in den reiferen Jahren? ich weiß nicht recht aus ihm klug zu werden . . . stammt er wirklich von den neapolitanischen und sicilianischen Vicekönigen ab, oder ist er nur ein Phantasie-Herzog?“

„Keinesweges; seine Ahnen stammen aus Alt-Castilien; in seiner Bildergallerie finden Sie den berühmten Giron de Ossunna von Velasquez gemalt.“

Adalbert war imponirt. „Er hat allerdings

etwas in seinem Benehmen, was über den ächten, spanischen Granden keinen Zweifel aufkommen läßt — aber er scheint auch gehörig stolz zu sein, nicht so?"

„Ich kenne ihn meistens als freundlich und entgegenkommend, doch mag er Launen haben —"

„Und dieser Phönix ist unverheirathet?"

„Er lebt seit langen Jahren getrennt von seiner Frau."

Adalbert athmete auf.

„Seit langen Jahren?"

„Er ist zehn Jahre älter als Sie, Illustrissimo."

Der Freiherr stand im Begriff, einen Luftsprung zu thun; seine Augen glänzten.

„Sagen Sie, Professore, als Katholik darf sich dieser Sohn der alleinseligmachenden Kirche nie wieder verheirathen?"

„Getroffen ... er ist zum Cölibate verurtheilt!"

„Wird sich indessen anderweitig entschädigen —"

„Das ist nicht unsere Sache."

„In meinem Leben sah ich keinen eleganteren Menschen! wie kleidsam trägt er das Haar ... welche Figur! welche Haltung! Für Frauen in einem gewissen Alter muß er unwiderstehlich sein;

junge Damen haben einen süßlicheren Geschmack, denen wäre seine Physiognomie zu scharf!"

Adalvert suchte sich Trost einzureden, in der Art, wie ein Kind seine Furcht zu vertreiben sucht.

„Glauben Sie nicht auch, Bernerchen?"

„Entschieden," heuchelte Berner, „Sie sind ein Frauenkenner."

Adalbert strich sich wohlgefällig den blonden Schnurrbart.

Der Maler kramte unterdessen in seinen Büchern.

„Was haben Sie denn da für ein Opus?" fragte der junge Mann, Berner über die Schulter blickend.

Auf des Künstlers Knieen ruhte ein aufgeschlagenes Buch mit Kupfertafeln aus dem achtzehnten Jahrhundert: da war auf einem Bilde ein winziger Amor abgebildet, neben ihm ein zweiter, etwas größerer, ferner ein dritter, vierter, fünfter und sechster; ein jeder immer vollständiger und erwachsener als der vorhergehende; wie die Orgelpfeifen standen die geflügelten Bursche da. In der Mitte thronte ein jünglingsartiger Erote; jedoch sein Nachbar nach rechts hin erschien bereits wieder minder groß und entwickelt; die Orgelpfeifen gingen auf dieser Seite regelrecht abwärts bis zum letzten Pygmäen.

„Was bedeutet das?“ fragte Adalbert.

„Das bedeutet das Zunehmen und Abnehmen der Liebe.“

„Toller Einfall!“

„Nicht so toll, vielmehr logisch dargestellt: sehen Sie, wie die Liebe immer größer, gewaltiger wird, und hier, wie sie abnimmt, abnimmt, abnimmt . . . hier wären wir beim leeren Papier angekommen.“

„Sie Vagabund,“ scherzte der märkische Edelmann, „muß freilich eine solche Darstellung ergötzen. Ich,“ setzte er vertraulicher hinzu, „dachte ernstlich über die Liebe und was mehr sagen will, über's Heirathen nach.“

„Bravo, junger Mann! beharren Sie in Ihrem Ernste; Sie können nur dadurch in meinen Augen steigen.“

„Eine Zeitlang war es mir gründlich verleidet; daran waren die Mütter erwachsener Töchter Schuld! . . als einziger Sohn und Erbe macht man unglaubliche Erfahrungen . . Was würde man wohl bei mir zu Lande sagen, im Fall ich eine Ausländerin heimführte?“

„Das gäbe ein gewaltig Aergerniß; Ihre Gattin würde Feindinnen haben.“

„Und vollends gar eine —“ Der Freiherr stockte und wurde blutroth.

„Eine?“ horchte Berner.

„Eine, welche keine „geborene“ wäre . . . ich meine eine Unadlige.“

Berner spielte den Entsetzten; er wußte, das war das unfehlbarste Mittel, Adalbert in seiner Verliebtheit zu bestärken. „Ei, ei, Herr Freiherr von Eichen-Liebenburg! noblesse oblige!“

„Auch gestehe ich, daß dieser Punkt —“

„Unüberwindlich ist“ . . . .

„Das will ich nicht gesagt haben; nur: daß er mir Kopfzerbrechen macht . . . . indessen —“

Adalbert hoffte errathen und bestätigt zu werden.

„Mag er seinen eigenen Weg gehen, auf der richtigen Fährte hab' ich ihn,“ dachte Berner. Und vor Freude darüber stimmte er mit lauter Stimme einen Gesang an:

„Bacche, Bacche, Bacche, Bacche!
Vater Evan, Vater Jacche!
Freudenmehrer, faß' ich Dich?
Freudenmehrer, zwingst Du mich?
Schlag' den Jubeltyrsus nieder,
Daß der rauhe Fels ertönt,
Jauchzet, volle Taumellieder,
Daß der Kithäreon dröhnt.“

„Berner, woher plötzlich dieser Raptus,“ rief

Adalbert, „sagen Sie mir, wann darf ich den Damen heute meine Aufwartung machen?“

Statt aller Antwort declamirte Berner im höchsten Pathos:

„Jacche, Jacche, Jacche, Jacche,
Vater Evan, Vater Bacche!
Helfer, reich' den starken Arm!
Ueber mir Centaurenschwarm!“

„Lassen Sie doch Ihre Centauren und antworten Sie mir, liebster Berner!“ Adalbert erstickte gewissermaßen daran, daß er sich über Margarita nicht aussprechen konnte.

Aber Berner fuhr immer begeisterter fort:

„Pferdbeschwänzte Mädchen springen,
Drängen fester mich in Schluß!
Sieh' die Satyrn mich umringen
Mit behaartem Ziegenfuß.“

„Wäre ich nicht von Ihrer Mäßigkeit überzeugt, ich schöpfte Verdacht,“ warf der Freiherr gelangweilt hin.

„Was?“ fuhr Berner auf, „diese Dithyrambe klingt Ihnen nur wie das Faseln eines Betrunkenen?“ und geringschätzig setzte er hinzu: „Prosaischer Jüngling, das zwingt Dir keine Bewunderung ab? Wisse, das ist das Meisterwerk des Poeten Redi — eines Italieners aus dem siebzehnten Jahrhundert — meister=

haft übertragen vom Maler Müller, dem Freunde Goethe's, Heinse's, König Ludwigs des Ersten von Bayern, auch genannt Teufelsmüller, dessen Schriften Tieck 1811 herausgab."

„Was kümmert mich Ihr Müller und der Teufel!"

Berner recitirte in Verzückung:

„O Ihr Brüder, o ihr Brüder!
Selig, selig, selig Brüder!
Evan steigt zu mir hernieder,
Lehnet sich an mich vertraut!
Selig, selig, selig Brüder!
Seht, es rauscht um meine Glieder
Tief herab die Pantherhaut."

„Verehrtester," fiel Adalbert wiederum ein, „ich gestehe, ein abgezogenes Pantherfell, überhaupt der meiste mythologische Kram ist mir wenig anziehend. Ich bin nicht auf der Höhe solcher Dinge."

Berner ärgerte sich und ließ alle Rücksicht außer Acht. „O Du Junkerthum in Deiner ganzen Hohlheit! lehrte man Dich nur brandenburgische Geschichte und keine Spur der Religion des Schönen, der Götterlehre?!"

Sein wegwerfender Ton verletzte den jungen Mann; noch Niemand hatte sich herausgenommen, so zu dem „einzigen Sohn und Erben" zu reden.

Er griff zum Hute und wollte davon eilen, achselzuckend über die schlechte Erziehung der Künstler.

„Der Beste von ihnen verstößt wider die gute Lebensart,“ murmelte er vor sich hin. Nicht gering war seine Ueberraschung, als Berners Gesicht sich glättete und der Maler in fast bittendem Tone sagte: „Versprechen Sie mir, edler Recke, mich ein ander Mal nicht so zu ärgern.“

Adalbert konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „Sie sind naiv, alter Freund! es ist an Ihnen, mich um Verzeihung zu bitten —“

„Potztausend, woher denn?“ entgegnete der Verehrer des Teufels-Müller ziemlich gelassen.

„Nun, wir wollen dem Gerede ein Ende machen. Seien Sie minder barsch und intolerant zum „Junkerthume“ und verargen Sie es uns nicht länger, daß wir über die Examina und tausend andere Dinge nicht in die Mysterien des Schönen eindringen, wie die Künstler. Jedem das Seine, lieber Berner, nicht so?“

„Topp, König Manfred . . . ich bin zuweilen ein alter, täppischer Bär . . . aber hier reich ich das Pfötchen.“

„Der Friede sei geschlossen. Kann ich jetzt den Damen meine Aufwartung machen?“

„Vor dem Abend hinzugehen, ist wohl nicht gerathen; zur Abendconversation sind Sie ein für alle Mal gebeten. Vormittagsvisiten — außer an einem bestimmten Empfangstage — sind nicht landesüblich; hier ist man nicht so unbefangen wie in Deutschland, wo uns die Damen auch des Morgens ein Plauderstündchen gönnen.“

„Auch verheirathete Frauen nehmen bei Tage nicht Herrenbesuche an?“

„Gott behüte: man giebt dem Portier eine Karte für die Dame des Hauses und eine für den Herrn des Hauses.“

„Das ist ja rasend langweilig!“

„Wer sagt Ihnen denn, daß ein Nordländer hier im Vergnügen schwelgt?“

„Mein Gott, alle Ihre Briefe wimmelten von märchenhaften Vorspiegelungen: Feste, Landpartieen, Gondelfahrten, Bälle.“

„Allerdings, lieber Freund: Gesellschaft die Hülle und Fülle, aber keine Geselligkeit. Im Lauri'schen Hause finden Sie diese noch am meisten.“

„Herrscht während der Verlobungszeit dieselbe strenge Etikette in Sicilien wie im übrigen Italien?“

„Sicilianische Brautleute sind den unnatürlich-

sten Bedingungen verpflichtet; sie dürfen nie einen Augenblick allein sein; irgend ein alter Drache überwacht jeden ihrer Blicke."

„Das ist ja grausenhaft."

„Die Intriguen im Süden entstehen in Folge des Zwanges, dem die Frauen unterworfen sind; verkehrten sie freier und bequemer mit Männern, so hörten binnen Kurzem die Rendezvous in den Kirchen und andere Mißbräuche auf."

„Im Vertrauen, Bernerchen, es fehlt hier zu Lande weiter nichts als ein paar Hundert solcher Männer wie wir."

„Wollen Sie mich Alten wohl aus dem Spiele lassen!"

„Oder noch praktischer wäre es, hundert Deutsche raubten jährlich hundert Sicilianerinnen . . . wen ich mir raubte, wüßte ich wohl —"

„Gratulire ergebenst."

„Zu meiner Hochzeit sind Sie natürlich eingeladen, Berner, und ich gestatte Ihnen, beim Diner Ihren Dithyrambus zu deklamiren . . . . aber Sie wollen arbeiten, und ich störe Sie."

Nachdem Adalbert gegangen, sagte sich der Maler kopfschüttelnd: „Der Rechte ist's nicht, nein, nein,

nein! Wollte ich Vergleiche anstellen, ei, dann wäre freilich der Andere, unser verführerischer Feind, im Vortheil; ihm gönnte ich das Kind mit den blauen Augen mehr als meinem Adalbert, der trotz aller Zugänglichkeit eine gewisse Trockenheit besitzt . . . aber Gefahr ist im Verzuge: wer mir die Perle aus der verwüstenden Gluth herausretten soll, den darf ich nicht lange fragen: entschuldigen Sie, Theurer, haben Sie Verständniß für schwungvolle Poesie? verstehen Sie eine Dithyrambe zu würdigen? — Ueberdies glaube ich, daß er ein guter, ein tadelloser Ehemann sein wird . . . . Der Herzog begegnete mir bisher nur in Gesellschaft, wo er Jedermann bezaubert, — allein sollte er nicht zu herrisch und eigenmächtig für das zarte, weiße Mädchen sein? . . . . Was liebt er an Margarita: das unschuldige, widerstandslose Geschöpf, was in seinem Willen ganz aufgeht . . . ach, an so einer Liebe ist immer ein gut Theil Eigenliebe." —

Für Margarita hatten die Aufregungen schon mit Tagesanbruch begonnen: gegen Morgen schnellte sie aus dem Schlafe empor; ein Schlag war gegen das Fenster gedröhnt, als sei ein großmächtiger Vogel dagegengeflogen; alle Scheiben zitterten . . . . im

ersten Schrecken glaubte sie an ein Erdbeben . . . mit bangem Herzpochen lauschte sie . . . über eine Stunde verging, nichts rührte sich. Nun erhob sie sich, warf ein Peignoir über, trat an das Fenster und blickte, den Vorhang bei Seite ziehend, nach der Richtung, wo die Kuppel des Domes über die Häuser der Stadt hinwegragte, denn dicht neben der Kathedrale lag Palazzo Ossunna. Die Gegend rings umher war noch schlaftrunken; kein Gärtnerbursche hatte sein Tagewerk begonnen; auf dem Geländer des Balkons saßen blaugraue Tauben, ihre Köpfchen unter die weichen Flügel geduckt; ab und zu gurrten sie leise im Traume.

Plötzlich schoß Margarita das Blut zum Herzen; sie fuhr mit der Hand über die Augen, als wolle sie den letzten Rest von Schlaf vertreiben, schüttelte die vollen, schweren Locken aus der Stirn und sah wiederum starren Auges auf das Unerklärliche; nämlich in der Außenseite des hölzernen Fensterkreuzes steckte ein Pfeil, solch ein leichtbefiedertes Geschoß, dessen sich die Afrikaner zur Jagd oder auch zum Kriege bedienen. Was bedeutet das? wer hatte so genau auf ihr Fenster gezielt und in welcher Absicht? ob sich Berner diesen Scherz erlaubt? . . . aber ihm

glich dergleichen durchaus nicht. Margarita öffnete das Fenster und zog den Pfeil aus dem Holze . . . Wunder über Wunder! Der Pfeil war mit einem rothseidenen Bande umwickelt, auf diesem Bande waren zwölf ächte Perlen von außergewöhnlicher Größe aufgereiht und dem Bande war in Goldfäden der Name Margarita eingestickt.

Die geheimnißvolle Blumenspende des Ruy Blas ging ihr durch den Sinn... woher diese Perlen? Diese abenteuerliche Huldigung, von wem in aller Welt konnte sie ausgegangen sein? Vom Herzog nie und nimmermehr!... er brachte Margarita Blumen, zu feinfühlend, um ihr Schmuck zu bieten, bevor sie ihm angehörte.

Erröthend vor Unwillen betrachtete sie die Perlen . . . wer wagte es, sie zu lieben außer dem Einen? war das überhaupt möglich? war es nicht schon eine Entweihung, daß sie darüber nachzudenken wagte? Diese Bedenken alle stürmten mächtig auf sie ein, — da stieg Adalberts Bild vor ihr auf, unwillig zuckte sie die Achsel, dann ein verachtendes Lächeln, und der Verdacht verflog. Aber sie blieb unangenehm berührt von der Erinnerung an des Freiherrn allzu aufrichtige Bewunderung, welcher er tausend Ausdrücke geliehen hatte.

Er war Schuld an Medoro's eifersüchtigem Verdachte, — was hatte auch der junge Fremde solch ein siegesbewußtes, sicheres Auftreten; die Eroberungslust in seinem Auge hatte Lauri's Tochter von vorne herein verletzt; und dieses wäre auch der Fall gewesen, selbst wenn Medoro Margarita's Herz nicht besessen hätte. Der Italiener nämlich, vollends der Sicilianer, hat im Allgemeinen etwas Unterwürfiges, Zärtlichschmachtendes, was gewissermaßen der Zustimmung seiner Dame harrt; die vorgefaßten Begriffe von den „feurigen" Südländern sind Irrthümer; vielmehr ist's der nordische Recke, Siegfried, Lohengrin, welcher die Geliebte stark und kühn an die Brust zieht . . . Romeo, Paolo sind weit schwärmerischer, doch vertrauen sie weniger der eigenen Macht als Jene . . . Die Ueberzeugung des Germanen: „sie wird sicherlich meine Liebe erwiedern, sie kann ihrer Gewalt nicht widerstehen" weicht bei den Romanen einer angsthaften Ungewißheit, die einer innern Bescheidenheit entspringt, auf welche ebenso oft die blinde Eifersucht zurückzuführen ist.

Adalbert mit seinem gesunden Menschenverstande, den niemals Selbstpeinigung und Grübeleien verdüstert hatten, glaubte, um ein Mädchen zu gewin-

nen, weß Landes sie sein mochte, genüge Entschlossenheit, guter Name, guter Ruf und vortheilhaftes Aeußere; natürlich brachte er auch seine Geburt und seinen Reichthum in Anschlag. Die wohlerzogenen, hochwohlgeborenen Mädchen, mit welchen er bei Hofe getanzt hatte, wären zufrieden gewesen, sobald er nur seine Hand ausgestreckt hätte; Keine würde beansprucht haben, den Freier erst lange zu ihren Füßen zu sehen. Wäre er übrigens einige Monate früher in Palermo eingetroffen, so hätte er möglicher Weise auf Margarita den besten Eindruck gemacht; entsprach doch sein Aeußeres dem blonden Ideal jener Hohenstaufen, deren Lebensgeschichte den größten Reiz für Lauri's Tochter hatte. Nun war ihm ein Anderer zuvorgekommen; — so spielt das Schicksal.

Margarita wollte Teresa erwecken, der Treuen Alles mitzutheilen und sie um Rath fragen, — dazwischen regten sich die Tauben, spreizten die Flügel und begannen sich zu schütteln. Das junge Mädchen streute Körner auf die zierliche Balustrade des Altans lockte ihre Lieblingstaube, welche ihr auf die Schulter flog und ihr das Futter aus der offenen Hand pickte; — es wurde hell, immer heller; nach und nach regte es sich in der Villa und den Nebengebäuden.

Plötzlich entstand ein lautes, fast lärmendes Durcheinanderreden von Frauenstimmen; Mägde mit Körben und Krügen auf den Köpfen liefen hinunter an ein Bassin süßen Wassers, um Wäsche zu spülen; manche von ihnen sah aus wie Nausicaa.

Da stürzte Carmela, die Verlassene, in höchster Aufregung durch den Garten; ihre langen Haarflechten hingen halbaufgelöst um die safrangelben, aber classisch geformten Schultern; sie war geisterbleich; aus den Augen jedoch funkelte eine seltsame Freude; über dem Kopfe schwenkte ein Taschentuch aus rothem Kattun.

„Fräulein, Fräulein," rief sie ganz außer sich zu Margarita hinauf, „sehen Sie doch nur —"

Die Tauben flatterten von dannen; Margarita beugte sich über das Geländer. „Was giebt es, Carmelita?"

„Dieses Tuch — dieses hier — — mögen die Andern zehnmal behaupten, ich sei eine Närrin, eine Halbverrückte, dieses Tuch —" ihr versagte der Athem, sie mußte inne halten.

„Nun, armes Mädchen?"

„Dieses Tuch habe ich außerhalb des Gartens gefunden, es hing an der Cactushecke . . . es ist dem

Tano sein Tuch: ich hab' es ihm gesäumt und hier in den Zipfel mit weißem Garne ein flammendes Herz eingenäht!"

Carmela küßte das Tuch mit leidenschaftlicher Inbrunst.

„Also Tano muß in der Nähe sein . . . und sie haben mir einreden wollen, er sei unter die Räuber gegangen und in der Gegend von Termini von Carabinern verfolgt worden . . . ha! ich werde ihn wiedersehen! nicht umsonst weihte ich der Madonna ein wächsern Herz!"

Und Carmela sprang in wilden Sätzen, wie eine junge Katze, an das Ufer hinab.

„Armes Geschöpf," sprach Margarita vor sich hin, „sie ist mager geworden; der Kummer verzehrt sie. Daß sie das Tuch gefunden, wäre übrigens kein Beweis, daß ihr wilder Tano nicht Räuber geworden sei."

Den ganzen Tag über lag dem jungen Mädchen das Räthsel wegen des Pfeils im Sinn; ebenso Teresa, welche im Stillen eine excentrische Galanterie des Freiherrn darin zu erkennen glaubte: ein Band mit den eingestickten Namen der Heiligen war in Palermo leicht zu bekommen . . . indessen

hütete sie sich wohl, ihr Vermuthen laut werden zu lassen.

Berner fühlte sich seltsam berührt, als er von dem rothen Tuche vernahm . . . sollte jener Maskirte der entflohene Caiphas gewesen sein? trieben ihn, trotz seiner stolzen Verneinung, Diebsgelüste nach der Villa? — Dem Capellmeister mit dergleichen zu kommen, vermied er wohlweislich; was hätte es gefruchtet? Auch Teresa hatte ohnehin schon der peinlichen Gedanken vollauf. So hielt sich Berner an den Hausintendanten, welcher in der folgenden Nacht eine Wache aufstellte.

Nicht der Schatten eines Ruhestörers ließ sich sehen.

„Was mache ich nur mit den Perlen?" quälte sich Margarita.

„Vermeide jedes Aufsehen," lautete Teresa's vernünftiger Rath, „wir können nichts Anderes, als den dummen Spaß todtschweigen." —

Unterdessen schwamm der Kaplan des Herzogs von Ossunna auf hoher See; nachdem er einen Abstecher nach Neapel gemacht, segelte er nach dem Kirchenstaat. Medoro hatte ihn mit nöthigen, sogar mit überflüssigen Creditbriefen ausgestattet und das Pfäfflein ließ es sich wohl sein. Eigentlich ging er

mehr seinet- als Medoro's halber nach der ewigen Stadt; er wollte eine Abtei für sich erlangen, denn für seinen Ehrgeiz war die Stellung eines Padre zu gering; er wollte Abbate, alsdann Monsignore werden. Uebrigens wünschte er seinem Carissimo Medoro alles Gelingen; er lief nicht schlecht dabei, sich den großmüthigen Herzog zu verpflichten.

Die erste Nachricht, welche er nach Palazzo Ossunna schrieb, war daher auch eine sehr troſtreiche: soeben habe der heilige Vater einem österreichischen Fürsten Dispens verliehen zur legitimen Trauung mit einer Dame, welche der vorurtheilsfreie Aristokrat ihrem Gatten entführt hatte. Padre Vincenzo schloß seinen Bericht: „Sie dürfen daher nicht so schwarz sehen, vielmehr winkt Euer Gnaden eine rosenfarbene Zukunft. Getrost! überlassen Sie Vincenzo das Weitere.“ —

Der Sanct Johannistag, der vierundzwanzigste Juni, war mittlerweile herangekommen; mit ihm beginnen die Abendconcerte auf dem Marina-Quai, welche bis um Mitternacht dauern. Zierliche mousselinbehangene Buden werden längs der Promenade aufgeschlagen, Limonade und jede Sorte von Eiscrèmen darin feilgeboten. Von neun Uhr Abends bis zur Geisterstunde fährt und reitet die schöne

Welt am Meeresstrande auf und ab, weißgekleidete Gärtner in breiten Strohhüten bieten duftende Jasminsträuße feil; reizende Illuminationen fehlen nicht; oftmals leuchten bengalische Flammen, dann ist der schneeweiße Wellenschaum rosenroth oder smaragdgrün gefärbt; auch helle Feuer — in den bayerschen Alpen Johannisfeuer genannt — werden auf den Bergspitzen abgebrannt.

Margarita nahm selten an diesen späten Corsofahrten Theil; ab und zu fuhr der lebenslustige Maestro eine Stunde lang in dem bunten Treiben spazieren. Um zehn Uhr traf er wieder in seiner Villa ein; gegen elf kamen Gäste; oftmals dreißig bis vierzig, je nachdem es sich traf. Der Herzog war zu jeder Tages- und Abendzeit willkommen; Lauri ließ ihn jedesmal unangemeldet zu sich ein.

Adalbert hatte ein schönes, arabisches Pferd gemiethet; sein Ehrgeiz lief darauf hinaus, neben Margarita's Equipage damit zu stolziren. Doch ach, wie wir bereits wissen, fehlte immer die Tochter, und nur der Papa erschien. Dieser aber winkte jedesmal dem Freiherrn, welcher alsdann seinen Schimmel dem Reitknecht übergab und mit dem Maestro zusammen nach der Bucht am Monte Pellegrino hinausfuhr.

Don Cosimo fand Gefallen an dem „Blonden,“ weil er musikalisch war, an den Oratorien der Berliner Sing-Akademie Theil genommen hatte und mit hübscher Stimme deutsche Lieder sang. Der Capellmeister begleitete ihn auf dem Clavier, und so gestaltete sich binnen Kurzem ein vertrauliches, wenn schon oberflächliches Verhältniß zwischen dem greisen Meister und dem jungen Baron.

Adalbert war bisjetzt nur von sich selber imponirt gewesen; das ließ etwas nach, nun er den alten, sicilianischen Adel und dessen großen Reichthum kennen lernte. Trotzdem er ein stattliches Schloß, Wälder, Wiesen und Seen besaß, gestand er sich doch: „einen Palast in der Residenz und eine Villa in der Vorstadt habe ich nicht aufzuweisen.“ Auch eine Gemäldegallerie mit Werken berühmter Meister fehlte ihm; seine Ahnenbilder, auf denen die Allongenperrücken die Hauptrolle spielten, rührten von mittelmäßigen, mit Recht verschollenen Malern her. Erst in seiner Mutter war ein gewisser Stolz auf gute Familienportraits rege geworden und sie hatte den Sohn im Alter von fünfzehn Jahren durch Berner würdig darstellen lassen.

Ja, in Palermo lebte man auf großem Fuße —

dagegen war es viel, viel einfacher in der Heimath derer von Eichen-Liebenburg; verlebte Adalberts Familie den Winter in Berlin, um die Gesellschaften mitzumachen, so war eine wohleingerichtete chambre garnie der höchste Luxus, welchen man sich gewährte.

Adalbert sah bald ein, daß es nicht so leicht, Margarita zu gewinnen; zu seinem Troste aber bemerkte er unter den jungen Männern, welche sich im Lauri'schen Hause einfanden, Keinen, der ihm besonders den Rang abgelaufen hätte; vor dem Herzog war er, seiner Meinung nach, sicher.

Nun traf es sich, daß der verzogene, märkische Adonis weit bescheidener auftrat; Margarita, welche sich anfänglich mit einer fast verletzenden Sprödigkeit zu ihm verhalten, wurde unbefangener.

Medoro überzeugte sich seinerseits, wie gleichgültig der Fremde von den Augen der Geliebten betrachtet oder vielmehr übersehen wurde, und der stolze Grande gewann es über sich, eine conventionelle Höflichkeit gegen den auswärtigen Baron zu beobachten.

Dabei blieb es eine Zeitlang.

Jeder erwartete Entscheidendes von der Zukunft; nur Don Cosimo, das greise Glückskind, lebte ahnungslos und vergnügt in den Tag hinein.

Fünftes Capitel.

Adalbert saß einige Wochen später im sogenannten „Salon“ seiner möblirten Wohnung und erwog nachdenklich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Seine Stirn war umwölkt, seine Haltung unschlüssig. Bald warf er sich in den Lehnstuhl, bald wieder trat er auf den Balcon hinaus, blickte in den botanischen Garten hinab, der ihm dicht gegenüber lag, und kehrte dann schwer seufzend in das große, unwohnliche Zimmer zurück; Letzteres zu beziehen hatten verschiedene Gründe ihn bewogen: erstlich ein unaussprechlicher Hang zur Einsamkeit, den seine weiche Herzensstimmung mit sich brachte und ihm das Gasthausleben verleidete; ferner die Bekanntschaft seines freundlichen Wirthes, eines jungen Arztes, welcher geläufig französisch sprach, Paris und London besucht hatte und bei dem sich der Freiherr „anständig untergebracht“ fühlte. Die landesüblichen Mängel

der beiden Zimmer, welche der Arzt seit dem Tode seines Vaters vermiethete, nahm der übrigens sehr verwöhnte Herr mit Gleichmuth hin.

Die Möblirung — richtiger gesagt, die Abwesenheit der meisten gebräuchlichen Möbel — in ganz Süd-Italien, muß den Deutschen allerdings in Verwunderung setzen. So märchenhaft üppig die Empfangszimmer der Paläste, so bescheiden wohnen meist die Nobili in ihren Privatgemächern, wo sie sich eben nur mit dem Nothwendigsten begnügen. Der Mittelstand hält von der Behaglichkeit so gut wie gar nichts. Wer im Norden ein Vermögen von 30,000 Thalern besitzt, der schafft sich ein gemüthliches, allerliebst eingerichtetes Daheim; der bringt es zu Oelgemälden, wenigstens zu schönen Kupferstichen ohne Zweifel. Anmuth waltet in seinem ganzen Hause.

Anders im Süden: dort wird das Geld auf schwere Silberbestecke, eine reichhaltige Garderobe und, wenn es irgend angeht, auf Pferde und Wagen verwendet; genug auf den äußeren Luxus.

Der palermitanische Salon, den der Freiherr soeben mit hastigen Schritten durchmaß, entsprach durchaus dem allgemeinen Zuschnitt sicilianischer „Putzstuben:“ rothe Steinfliesen, statt gebohnter

Dielen; tiefherabhängende Glasthüren mit handbreiten Spalten, welche Staub und Regen bereitwillig einließen, statt der Fenster. Da das Klima nicht absolut einen Teppich erforderlich macht, so war es schon fabelhaft elegant, daß vor der verhangenen Nische des Alcovens eine winzige Fußdecke lag, dreiviertel Ellen breit, anderthalb Ellen lang und in grellen Farben einen Hühnerhund mit herabhängender, feuerrother Zunge veranschaulichend. An den breiten, hohen Wänden hingen ganz vereinzelt werthlose Steindrücke, u. A. der sogenannte „Beefsteak-Heilige" auf seinem Rost, der geschundene Sanct Bartholomäus, in anspruchsvollen, doch geschmacklosen Goldrahmen. Das Naivste waren die Nippes auf der altfränkischen Kommode: kleine Pudel aus gesponnenem Glase; Kätzchen aus Wolle, — entsetzliche Staubfänger, die nie ausgestaubt worden — Blumensträuße aus farbigem Seidenpapier unter obligaten Glasglocken u. s. w.

Adalbert hatte mit einem stillen Lächeln und resignirten Seufzer sein Reise-Etui aus Vermeille diesen Zierrathen zugesellt; nur gegen zwei Gegenstände empörte sich sein Schönheitssinn dergestalt, daß er sich sofort entschlossen hatte, sie ohne alle

Umstände aus seinem Gesichtskreis zu entfernen: zwei Wachsfigürchen nämlich, die mit einer wahrhaft beleidigenden Naturtreue halbentkleidete, bluttriefende Märtyrer darstellten. Dem ästhetisch gebildeten Protestanten graute davor; es überkam ihn sogar eine Art physischen Unbehagens, wie er es nicht im baierschen Hochgebirge empfunden, beim Anblick buntangepinselter Holz-Märtyrer eines Kalvarienhügels.

Bevor er sich jedoch entschlossen, den unhöflichen Erzketzer zu spielen und die widrigen Puppen seinem höflichen Wirthe zurückzustellen, hatte er sich nach einem Schranke innerhalb seiner vier Wände umgesehen. Doch weder im Wohnzimmer, noch in der Entrée oder im Alcoven entdeckte er irgend Etwas der Art. Nur ein niedriger Glasschrein mit einer fragmentarischen Bibliothek französischer Classiker wie Chateaubriand, Volney u. s. w. war vorhanden.

Wohin mit den Figuren?

Endlich gelang es dem eifrig Forschenden, eine Tapetenthüre zu entdecken, — vermuthlich ein Wandschrank? o, Entzücken! Indessen die Thüre war verschlossen und die Klinke gab nicht nach. Auf Adalberts Winken war der Kutscher, der im Hofe die Pferde des Doctorwagens striegelte, herbeigeeilt.

„Ulysses, antworte mir, wohin führt diese Thür?“ „Zu einem Raum, worin die Kleider angehängt werden.“

„Der Schlüssel?“ Verlegenes Achselzucken des Rossebändigers, darauf ein Nachsuchen seinerseits in der Polterkammer, im Rumpelkasten .... vergebliche Mühe. „Rufe mir einen Schlosser.“ „Excellenz, heute ist Festtag.“ „Schon wieder!“ „Aber ich will sehen, ob ein Dietrich das verrostete Schloß sprengen kann.“ Und mit einem Knall und einer Staubwolke fliegt endlich die Thüre auf. „Bravo, lieber Ulysses! bevor ich nun aber meine Kleider unterbringe, thut eine gründliche Reinigung Noth.“ „Gleich, Excellenz.“ Der Kutscher holt einen leichten Staubwedel aus Hühnerfedern, statt eines handfesten Besens, die Spinneweben und Flocken zu beseitigen. „Sollten die Bretter nicht abgewaschen werden?“ „Gleich, Excellenz,“ — Ulysses deutet auf ein Thon-Näpfchen voll Wasser worin sich höchstens Rasirschaum hätte bereiten lassen .... „O, nordischer Waschkübel!“ stöhnt Adalbert sehnsuchtsvoll und verzichtet im Voraus, seine Kleider unter den Spinnweben aufzubewahren. „Wenigstens kann ich die beiden Wachsgespenster in den Schrank hineinbannen,“ tröstete er sich, — und gedacht, gethan.

Armer Freiherr! beim Einschlafen stört ihn der Gedanke an die beiden Gefangenen . . . die breite, vergoldete Bettstelle*) wird ihm zur Folterbank, denn er wähnt, die zwei Figürchen auf sich herumspazieren zu sehen . . . je fester er die Augen schließt, um je deutlicher sieht er Jene . . . bald umwirbelt ihn ein ganzes Heer solcher Pygmäen . . . sämmtliche Heilige des Kalenders strömen herbei, ihn zu peinigen wie die Lilliputer, welche an Gulliver ihren Schabernack ausließen.

Diese schlimme Nacht bewog Adalbert, dem jovialen Mediciner die volle Wahrheit zu gestehen. Der Professore lachte herzlich und gab sogleich Befehl, die Wachsbilder nicht nur aus dem bewußten Zimmer, sondern aus dem Hause zu entfernen.

Fortan schien dem nachsichtigen Miether Alles vortrefflich, sogar der lange, schmale Tisch — an dem sich's besser hätte bügeln als schreiben lassen — sogar der wacklige Lehnstuhl, aus dessen aufgeplatzten Nähten die Roßhaare hervorquollen, und die übrigen hochbeinigen Stühle mit steilrechter Lehne. Entschädigte ihn doch jeder Blick auf die reizende

*) Der dürftigsten Häuslichkeit fehlt selten eine Bettstelle aus vergoldetem Kupfer aus den vorzüglichen Fabriken Palermo's.

Landschaft und das grüne Meer wogender Baumwipfel, — athmete er doch in Margarita's Nähe! wie hätte er sein Stammschloß und seinen heimathlichen Jockeyclub vermissen sollen? Kaum dachte er noch mit einem geringschätzigen Achselzucken an den grauen Norden zurück.

„Hier überströmt mich Himmelswonne," jubelte er täglich beim Erwachen, denn allabendlich war er Lauri's gern gesehener Gast; so, in Erinnerung und Erwartung schwelgend, lebte er vier Wochen lang von einem Sonnenuntergang zum andern.

Nur bangte ihm vor einer Zukunftsfrage und zwar ernstlich.

Nicht vor einem Korbe Margarita's, deren Zurückhaltung der Verwöhnte mädchenhafter Schüchternheit zuschrieb, noch vor einer abschlägigen Antwort des Capellmeisters . . . konnte ein Reichsfreiherr von Eichen-Liebenburg zurückgewiesen werden, sobald es ihm Ernst war?

Was ihm sorgenvolle Gedanken bereitete, und worüber wir ihn soeben grübeln sahen, war etwas Anderes.

Zwischen märkischen Seen und märkischen Tannen lebte auf ihrem stolzen Grundbesitz die Freifrau

von Eichen, Adalberts Mutter. Diese Dame, wenig über die Grenze ihres Gebietes, noch weniger über ihre Vorurtheile hinausgekommen, zählte zu jener mehr und mehr verschwindenden Raçe, welche in ihren Ansichten um ein Jahrhundert zurückgeblieben ist und jeden Fortschritt wie eine Gotteslästerung betrachtet.

Trotz des Eigensinns, womit die Schloßherrin stets gemieden hatte, ihren eigenen Gesichtskreis zu erweitern, besaß sie gute, hervorragende Eigenschaften: aufopfernde Mutterliebe, glühenden Patriotismus; sie spendete reichlich den Armen; verwaltete ihre Güter mit Sachkenntniß im Interesse Adalberts, der zu ihrem Leidwesen nicht den geringsten Beruf für den Landwirth an den Tag legte.

Weil er den Werth seiner Mutter vollkommen anerkannte und sie ohne seinen Willen schon häufig betrübt hatte, quälte es ihn, beim wichtigsten Schritt seines Lebens ihren vorgefaßten Ideen geradezu den Todesstoß zu versetzen. Er, der Stolz, die größeste Hoffnung der Freifrau er, der Erbe, dessen Geburt von der ganzen Famili mit Jubel gefeiert worden, — den zwei älteren Schwestern war eben so viel Liebe, doch unendlich weniger Ehre von der Wiege an erwiesen worden, — er wollte der verwittweten

„Königin Mutter“ statt einer ebenbürtigen „höheren Tochter“ aus der Mark oder Pommern, eine kleine überseeische Musikers-Tochter zuführen! denn was waren in den Augen der begüterten Hildegard von Eichen die Reichthümer Margarita's? Geld! bah, auf den Mammon kam es ihr nicht an . . . auf den Namen, der im Vaterlande einen vollen, gewichtigen Klang hatte.

Vollends eine Ausländerin! Daß Margarita Tochter einer Engländerin, nun, — so dachte wenigstens Adalbert — das ertrüge sie vielleicht noch; aber der sicilianische Vater! „Wird sie den jemals begreifen wollen?“ bangte der Erbe. Schon hörte er die Edelfrau naserümpfend fragen: „Was ist eigentlich ein Sicilianer? wie kann es denn überhaupt solche Leute geben?“ Auch fürchtete Adalbert, daß dunkle Reminiscenzen aus dem „Geisterseher“ das Vorurtheil seiner Mutter gegen einen Sicilianer vermehren würden. Mit Schrecken dachte er ferner daran, daß der berüchtigte Cagliostro gleichfalls der schönen Insel entstammte.

Ausländer waren der Freifrau ein für alle Mal unleidlich; sie litt es nur ungern, daß ihren Kindern eine französische Gouvernante gehalten ward, denn

jeder Franzose galt ihr noch für den Feind, der ihre frühste Jugend in eine Schreckenszeit verwandelt hatte.

„Ja, ja, das wird Kämpfe kosten," sagte sich der Liebende und überlegte, ob er seine Verlobung — die er schnell zu betreiben sich vornahm — schriftlich der Mama anzeigen sollte, oder ob er Letztere gar nicht zur Besinnung kommen ließe und eines Tages mit seiner jungen Gemahlin an der Hand in Schloß Liebenburg erscheinen und Margarita's Zauberkraft das Weitere überlassen dürfte?

Doch nein, das wäre zu viel gewagt, zu romantisch gewesen; ihn überkam ein Frösteln, indem er des kühlen Empfangs gedachte, den die steife, förmliche Frau einer unbekannten Schwiegertochter bereiten würde . . . und ihm ward angst und bange bei der immer deutlicher werdenden Vorstellung von der Unnahbarkeit der adelstolzen Chatelaine inmitten ihrer gothischen Möbel, welche sie wie ein Festungswall umgaben.

„Wähle ich meine Schwestern zu Fürsprecherinnen? wende ich mich an sie?" ging Adalbert ferner mit sich selbst zu Rathe.

Elisabeth, um vier Jahr älter als er, war stets liebevoll und gut zu ihm gewesen; allein zu einer

gegenseitigen, wahrhaften Zärtlichkeit war es nie zwischen den Geschwistern gekommen. Sie kannten sich im Grunde nur wenig; die Freiin hatte mit siebenzehn Jahren einen Rittergutsbesitzer in Mecklenburg geheirathet, — der Fürst, den die Mama erwartet hatte war nicht gekommen, — und behauptete immer in ihren Briefen, sie wäre „ganz Prosa“ geworden, befände sich aber vortrefflich dabei. Wie konnte die Prosa die verkörperte Poesie verstehen? Und überdies waren die wohlgerathenen Töchter so abhängig vom Willen ihrer Mutter, daß sie schwerlich Partei gegen diese genommen hätten. Clementine, die Jüngere, einem Adjutanten des Königs vermählt, bildete den Mittelpunkt der berliner Gesellschaft und war dergestalt in Anspruch genommen, daß die Ihrigen, denen ein solcher Erfolg imponirte, sie nur ungern mit eigenen Angelegenheiten störten.

Schlechte Aussichten für Adalbert! Trotzdem faßte er den plötzlichen Entschluß, an die elegante Clementa zu schreiben, denn — sie war musikalisch und billigte daher möglicher Weise eine Schwägerin, welche wundervoll sang. Schnell griff er zur Feder, aber rathlos wie bisher brütete er über dem weißen Blatte. Wie sollte er Alles passend einkleiden?

„Was sitze ich hier und zerbreche mir den Kopf! Besser ist's, grades Weges nach der Villa zu gehen und mir von Lauri Entscheidung zu holen; dann erst werde ich einen vernünftigen Brief zu Stande bringen; noch benimmt mir die Aufregung alle Selbstständigkeit, dergestalt, daß ich mich vor Frauen fürchte . . . o, du armer Adalbert, wohin ist's mit dir gekommen! Indessen, glaub' ich, zagte bei ähnlichen Gelegenheiten schon mehr als ein tapferer Degen vor seiner gestrengen Frau Mutter und seinen anspruchsvollen Schwestern! — Sollte ich nicht vielmehr vor dem Gange zu Lauri beben? Doch nein, mir ist wunderbar leicht zu Muthe, indem ich daran denke, was ich ihm vorzutragen habe. Keine Spur von Beklommenheit, im Gegentheil, der seligste Uebermuth regt sich in mir."

Don Cosimo ließ den Freiherren augenblicklich vor.

Zum ersten Male betrat der junge Deutsche des Capellmeisters Zimmer, was Lauri nur selten bevorzugten Personen öffnete.

„Hier ist die Klause des Spielmanns," erklärte der Musiker, auf den mit Manuscripten überladenen Flügel, auf die geöffneten Notenschränke deutend, „hier sind wir ungestört . . . denn Sie sagten, wenn

ich recht verstanden, daß Sie unter vier Augen mit dem alten Maestro reden wollten. Munter zu, womit kann ich dienen?"

Den übermüthigen Freier hatte plötzlich aller Uebermuth verlassen; schon auf der Schwelle war er blaß geworden, wie ein nervöser Mensch, welchen im Kabinet eines Zahnarztes aller Muth verläßt. Er konnte nicht recht zu Worte kommen.

„Ah, Sie betrachten die Portraits an der Wand: meine theuersten Freunde und musikalischen Gönner —"

„Auch Gönnerinnen," fügte Adalbert hinzu, glücklich von seinem Thema abzukommen und auf ein Anderes überzugehen, „hier sehe ich Karoline Ungher . . . hier die Malibran als Desdemona nach dem Decaine'schen Originalgemälde —"

„Und neben ihr Paganini; die ganze Gesellschaft hängt in bunter Reihe da."

„Wie trefflich sind die beiden Liszt-Portraits!"

„Nicht wahr? dieses hier, vom Wiener Künstler Kriehuber, giebt uns ganz den hinreißend liebenswürdigen Menschen, den guten Kameraden, den Leutseligen, Großmüthigen. Jenes von Ary-Scheffer ist der Liszt am Klavier, die Begeisterung, der Genius!"

„Neben ihm die Sonntag als Donna Anna“ . . .

„Giebt sie noch ihre musikalischen Matinéen in Berlin, die jetzige Gräfin Rossi?“

„Ja wohl; im vergangenen Winter schrieb mir meine Schwester ganz entzückt von den Genüssen, welche den Musikfreunden im Rossi'schen Hause geboten werden. Meyerbeer, Lord Westmoreland sind eifrige Verehrer der immer noch „schönen Henriette.“

„Sie müßte meine Margarita hören, die liebe Frau, welche ich als fünfzehnjähriges Mädchen die Zerline in Wien singen hörte.“ —

„Ja, unbedingt muß Fräulein Margarita in einer Matinée bei der Rossi singen!“ rief Adalbert mit einem Feuer, welches Lauri überraschte. „Die ganze Residenz — man taufte ja Berlin die Stadt der Intelligenz — soll Margarita bewundern!“

Der volle Muth war dem Freiherren wiedergekehrt; seine Augen funkelten, seine Wangen glühten.

„Das Berliner Publicum ist ein sehr kritisches,“ wendete Lauri ein.

„Die strengste Kritik wird in Enthusiasmus verwandelt, sobald Lauri's Tochter ihren Sang ertönen läßt. So klang der Lurley herzbethörendes Lied vom Rheinfelsen, — o allzuglücklich, wer beim Klange

dieser Zauberweisen den Tod fand! Ist das nicht besser, als mit der Sehnsucht im Herzen ferner leben zu müssen? nicht besser, als todtbetrübt, unzugänglich und verschattet in seine Heimath zurückzukehren, daselbst Alles zu verachten, weil . . . o, lieber, lieber Maestro, was bedarf es der Worte? Lesen Sie in meinen Augen, was ich nicht aussprechen kann! . . . Maestro, wollen Sie mich „Sohn" nennen, mir Ihre Perle anvertrauen? Ich biete ihr ein Herz ohne Falsch, einen Namen sonder Flecken . . . Berners Freundschaft bürgt für mich, nicht so?"

Was hätte die Freifrau Hildegard von Eichen gesagt, wenn sie vernommen, wie ihr Sohn, ihr Majorathsherr, einen Maler zum Bürgen seines guten Namens aufrief!! Darauf hätte ihrer Meinung nach des Himmels Einsturz erfolgen müssen.

Lauri war auf nichts weniger als auf einen Heirathsantrag seitens des Freiherren vorbereitet gewesen. Ihm wäre der Gedanke, sein Kind einem Nordländer zu geben, nie in den Sinn gekommen. Und so glich denn sein erstes Empfinden beinah einem Schreck. Seine Margarita sollte ihm entrissen werden, sollte fortan in einem Clima leben, von dessen Rauheit Lauri übertriebene Vorstellungen hegte? . . .

an dem hohen Range, zu dem der Freiherr die Perle erheben wollte, lag ihm wenig; Margarita war in Palermo hoffähig; kam der Graf von Syracus*) nach der siculischen Hauptstadt, so erhielten Vater und Tochter sofort eine Einladung zu größeren und kleineren Soiréen im Palazzo Reale. Die ersten Partieen des Landes hatten sich dem schönen Kinde vielfach geboten; es war durchaus keine Seltenheit in Italien, Künstlertöchter an Grafen und Prinzen verheirathet zu sehen; Jene sind nicht wie im Norden, wo wahrhaft unanständige Rangunterschiede bestehen, von den höhern Kreisen der Gesellschaft ausgeschlossen.

Indessen, so wenig der vornehme Mann ihm durch Geburt und Reichthum imponirte, so wich doch allmälig Lauri's Bestürzung einem schmeichelhaften Empfinden, einer Art von Vergnügen bei der abermaligen Wahrnehmung, daß sein Kind begehrt, vergöttert war. Dafür konnte er nicht anders, als dem jungen Feudalherren dankbar sein. Der leichtbewegliche Tondichter war gerührt, und schließlich umarmte er Adalbert, kniff ihm die Wange, sagte zwar

*) Der Bruder des Königs von Neapel, auch Prinz Leopold genannt. † 1861 zu Pisa.

weder „Ja“ noch „Nein“ — das Resultat dieser Scene war trotzdem, daß Adalbert eine rosenfarbene Zukunft vor sich ausgebreitet glaubte.

„Ich werde sofort mit meiner Kleinen sprechen,“ versicherte Lauri, „von ihr hängt natürlich Alles ab, junger Freund; ich lasse ihr vollständig freie Wahl, habe ihr niemals den geringsten Zwang auferlegt; am allerwenigsten würde ich es in diesem Falle thun. Ihr Herzchen blieb frei bisher, — sie ist ein Kind. Nehmen Sie's leicht, wenn das unerfahrene Ding nicht zu schätzen weiß, Don Adalberto, was Sie ihm bieten. Sagt sie „Ja,“ — wohlverstanden, so recht aus vollem Herzen, und fliegt sie ihrem Vater jubelnd um den Hals, var bene, so mögt Ihr glücklich mit einander sein, — so flammt ineinander auf, reine, unverdorbene Seelen! Denn Ihr seid ein Ehrenmann, Adalberto, ich lese es auf Eurer Stirn . . Ihr habt ein gutes Gewissen, mehr verlange ich nicht von einem Schwiegersohne . . . übrigens ist der Berner da, welcher, wie Ihr selber erwähntet, für Euch bürgt. — Nach Sonnenuntergang erwart' ich Euch! Dann kommt hübsch wieder . . . bei einem Gläschen Sorbet besprechen wir das Nähere.“

Abermalige Umarmung, kräftiges Handschütteln,

sprechende, feuchte Blicke hinüber und herüber; darauf verließ der Freiherr Don Cosimo.

„Der erste Schritt wäre geschehen,“ triumphirte er in der Freude seines Herzens; fortan schien jeder weitere Schritt ein Leichtes. Ach, er kannte den Capellmeister nicht, der zuverlässige Deutsche; er wußte nicht, daß Cosimo in seiner liebenswürdigen Schwäche nichts abschlagen konnte, daß er falsche Hoffnungen erweckte durch seine übertriebene, ja gefährliche Gutmüthigkeit.

„Margarita ist mein!“ träumte der Liebende, „ich bringe eine seltene Perle aus dem Golf von Palermo heim .... Sollte sich meine Familie thörichter Weise von mir entfernen, so muß ich tragen, was nicht zu ändern ist. Der Kaufpreis für mein Liebesglück, für den Besitz des herrlichen Kleinods, kann niemals hoch genug sein.“

Indem er am Meeresufer entlang schwärmte, fuhr der Herzog de Ossunna an ihm vorüber.

Beide Herren grüßten sich. Ein frostiger Gruß von dem Einen, wie von dem Andern. Glaubte Adalbert doch sogar einen gewissen Hohn aus Medoro's Blick herauszulesen.

„Mir mißfällt dieser Herzog,“ murmelte er vor

sich hin; „zwar stehe ich mit dieser Empfindung vereinzelt da: ganz Palermo vergöttert ihn . . . selbst der feuerfeste Berner, auf den sonst keinerlei Flunkern und Kokettiren Macht ausübt, selbst er ist gebannt in jenes Mannes Zauberkreis. Wohl imponirte auch mir anfangs die große Eleganz des südlichen Granden . . . es ist nicht zu leugnen: im kleinsten Detail bewährt sich seine staunenswerthe Anmuth; es ist ein Factum, daß er den Rauch seiner Cigarette anders von sich zu blasen versteht, als wir übrigen Sterblichen. Und im Betreff seiner Cravatten leistet er Wunder von gutem Geschmack . . . er ist Poet auf diesem Felde! — Im Norden würde er vielleicht noch mehr Erfolg in den Salons haben, als hier, wo er Prophet im eignen Lande ist. Aber, weiß der Himmel woher? mir ist er plötzlich verhaßt . . . . ich wittere hinter seiner Höflichkeit den Verräther, den bösen Geist . . . . Bah! wozu verweilen meine Gedanken bei ihm, der mir nachgrade von Grund aus gleichgültig! Er störe nicht länger meine süßen Träume, die bald in Erfüllung gehen sollen!"

Unterdessen hielt Cosimo seinerseits ein Selbstgespräch, dessen Inhalt nur zu deutlich bekundete, wie wenig auf seine Bereitwilligkeit zu bauen war:

„Da stolzirt das junge Blut hin," sprach er und blickte durch die Fenstergardine dem Freiherrn nach, „als wäre bereits Alles geschlichtet, als fehlte nur noch des Priesters Segen zum ewigen Herzensbunde .... ich konnte ihn nicht schroff und kurzweg abweisen, allein bei reiflicher Ueberlegung kommen mir die Bedenken: ich soll mein Kind einem Fremden anvertrauen, einem kalten Manne aus kaltem Lande, — er glüht nur, so lange er in der Ungewißheit fiebert — von dessen Dasein ich vor wenigen Wochen noch keine Ahnung hatte?! Ich soll das schreckliche Loos der meisten Väter theilen, ihr Kind so auf einmal dem Egoismus — denn die Eltern allein lieben ohne Eigennutz — preiszugeben? Schon in Palermo, in meiner schönen Vaterstadt, würde es mich umbringen, meine Tochter unter einem andern Dache, als unter dem meinigen zu wissen! Nun vollends dort oben im Norden! Von weitem müßte ich ihr folgen; der verpflanzten Südblume, in die Kälte, in den Frost hinauf, statt hier ruhig zu sterben im Sonnenschein! Ja freilich von w e i t e m nur, um von ihrem Eheherrn nicht den üblichen Vorwurf zu vernehmen: „Du bist uns im Wege" .... Ach, sie sollte aus der goldnen Muschel herausge-

brochen werden die Perle, wie aus meinem blutenden Herzen? Nein, mir schaudert davor! Möchte sie ihr Köpfchen schütteln zu dem Antrage, wie sie bisher zu den übrigen Fragen dieser Art gethan. Bleibe bei mir, Tochter! noch ein Weilchen! Mädchenjahre sind köstlich, sind unwiderbringlich. Bis jetzt warst Du zufrieden bei mir, in Deinem Nestchen .... o halte noch aus bei dem, welcher Deinen ersten Blick, Dein erstes Lallen gesegnet, der an Deiner Wiege mit halber Stimme einlullende Weisen improvisirte, Deine Füßchen tausend Mal küßte, der ein Kind mit dem Kinde war, der es geblieben ist!"

Cosimo breitete beide Arme nach Margarita's Bilde aus, die Thränen liefen ihm die Wangen hinab. „Wie rosig diese Aquarellskizze mich anschaut! Seit langer Zeit ist Margarita bleich .... es kleidet ihr gar lieblich, aber mich dünkt, sie wird täglich blasser und blasser .... vielleicht bedarf sie eines andern Klimas? .... ich möchte nach der Schweiz mit ihr .... frisches Grün, dichter Schatten, Berge mit blauen Gletschern übten stets wohlthätigen Einfluß auf sie aus .... ja, ja, nach Helvetia!"

Er setzte sich an's Clavier und beruhigte sein

angsthaft zärtliches Vaterherz mit einer Phantasie über Motive aus Rossini's Tell. So spielte er Stunden lang fort.

Indem er sich immer mehr in die Musikwellen versenkte, erschien Margarita in der Thüre.

Die Töne mochten sie angezogen haben. Ohne sich im Spielen zu unterbrechen, sagte der Kapellmeister:

„Nicht wahr, Liebling, wir wollen in diesen Tagen unser Bündel schnüren und nach der Schweiz gehen, Alpenrosen pflücken und den Kuhreigen hören?"

Margarita starrte ihn an . . . . so seltsam fragend, so entsetzt war ihr Blick, daß Lauri die Hände von den Tasten niedersanken.

„Was hast Du, Kind?"

Sie wollte antworten, aber alle Fassung war dahin. Laut aufschluchzend enteilte sie dem Zimmer.

Dem alten Manne schlug das Herz vor gewaltigem Schrecken. „Mein Kind ist krank," sprach er mit gesenktem Kopfe.

Und so blieb er lange sitzen.

Da trat die Tochter wieder zu ihm herein, leisen Schrittes, auf den Zehen, richtete ihm das Kinn sanft in die Höhe und flüsterte mit süßem, aber herzzerreißenden Lächeln:

„Oh Padre, wohin Du willst, geht Deine Marga! nach der Schweiz gar gerne .... wohin Du willst, hörst Du?“

Lauri umschloß mit beiden Händen ihren Lockenkopf und drückte ihn fest an seine Brust.

„Wohin Du willst,“ antwortete er, „darauf kommt es an. Fühlst Du Dich ganz wohl, mein Herzblatt?“

Sie nickte.

„Deine Stirn, Deine lieben Guckaugen sind unnatürlich heiß“ ....

Don Cosimo sprang auf und öffnete einen zierlichen Kasten aus Bergkrystall in Goldbronze gefaßt, welcher Näschereien enthielt. Sah er doch immer noch das kleine Mädchen, nicht die entfaltete Jungfrau, in seiner Margarita. Wie er das Töchterchen früher mit Süßigkeiten getröstet, — wie hatten ihre Händchen und Füßchen beim Anblick des blanken Kastens immer gezappelt! — so glaubte er noch, eine Zuckermandel wäre ein unfehlbares Heilmittel gegen Thränen.

Geduldig ließ Margarita sich einen Bonbon in den Mund stecken.

Lauri lächelte behaglich, als hätte er eine Wunderkur vollzogen.

„Siehst Du,“ begann er, und zog die Tochter auf seine Kniee, „mich beunruhigt oftmals der Gedanke, daß Dich das hiesige Leben angreift. Dir thäte Ruhe und Luftveränderung Noth, bild’ ich mir ein.“

„Vielleicht,“ seufzte Margarita gedankenvoll.

„Und weil Du immer eine Vorliebe für den Norden hattest, für dunkle Tannen, für —“

„Nein, nein,“ flammte sie auf, „ich ziehe den Süden vor, dessen Tochter ich bin!“

„Endlich!“ rief Lauri in freudigster Ueberraschung. „Also die Schwärmerei für Nebel, Schneeflocken, für Ossian’sche Poesie wäre abgestreift?“

„Vollständig.“

„Evviva la Siciliana! — Nun, dann würdest Du wohl schwerlich einen Engländer oder Deutschen zum Gatten erkiesen?“

„Ich?!“ Margarita stieß ein kurzes Gelächter aus, was sonderbar klang. Ihre Augen hatten nicht mitgelacht.

„Man soll nichts verschwören,“ meinte Lauri.

„Ich werde mich niemals verheirathen.“

„Wer es glaubte, lieb’ Närrchen!“

Unter dem Fenster erklang Berners eingerosteter Baß:

„Maidle laß' Dir was verzählen:
Habe auf Dein Herzle Acht!
Leicht kann Jemand Dir es stehlen,
Ist es auch gut eingemacht."

„Hörst Du's, Maidle?" Der Musiker deutete lauschend nach der Richtung, von woher das Liedchen ertönte.

„Laß ihn summen, carissimo Padre. Auf mich hat es keinen Bezug."

„'S Herz ist mehr als ein Vermögen,
'S ist gar viel daran gelegen —"

damit brach die Stimme ab. Gleich darauf vernahmen Vater und Tochter ein lebhaftes Gespräch von mehreren Personen.

„Besuch, Papa!"

„Es wird der Herzog sein .... nun, Teresa, der deutsche Freund unterhalten ihn, bis wir erscheinen. Wir haben uns verplaudert, Töchterchen! Komm'!"

„Ich folge Dir sogleich!"

„Eitles Dämchen, willst Du Zeit am Putztisch verlieren?".

„Nur ein wenig das Haar glätten, — ich sehe so häßlich aus."

„Aha, man will sich von Don Medoro den Hof machen lassen!"

„Wir erwarten außer ihm noch andre Herren, so viel ich weiß.“

Lauri stutzte. „Zielt das auf den Freiherrn?“ dachte er bei sich, „und wäre etwa die soeben ausgesprochne Abneigung gegen den Norden und seine Söhne, grillige Mädchenhaftigkeit? Wer kann aus den lieben Geschöpfchen klug werden!“ —

Die Sonne neigte sich, als der Maestro den Herzog bewillkommnete.

Man begab sich in einen Pavillon am Meere. Berner studirte mit kundigem Auge die wechselnden Farbentinten, welche die Landschaft bald in Schwefelgelb, bald in violett, perlgrau und rosenroth kleideten.

Der Capellmeister saß zwischen Teresa und Medoro.

Weß das Herz voll ist, fließt der Mund über: nicht lange dauerte es, so kam Don Cosimo auf Margarita, die sich noch immer nicht blicken ließ. In seiner vertraulichen, hingebenden Weise, Alles auszuplaudern, was ihn gerade beschäftigte, konnte er es nicht unterlassen, seiner „Feigheit beim Gedanken an einen künftigen Schwiegersohn“ zu erwähnen. Und er fügte hinzu: „Mit Euch beiden edlen Seelen, Don Medoro und Teresa, hätte ich gar zu große Lust, indiscret zu sein!“

Teresa wurde bald roth, bald blaß; ahnte sie doch, um wen es sich handelte, wen der unvorsichtige Maestro Medoro's glühendem Hasse preisgab. Auch unerwiedert, wußte sie nur zu wohl, darf Keiner die Geliebte eines Sicilianers lieben. Die stolzen Insulaner denken darin wie Ludwig der Vierzehnte, welcher den unglücklichen Fouqué, trotz aller Fürbitten der liebenswürdigen Sévigné, in der Bastille schmachten ließ: Louise La Vallière reizend gefunden zu haben, war ein Majestätsverbrechen.

Medoro saß unbeweglich, aber seine Haltung war diejenige eines Königs, der vom Hochverrathe eines Unterthanen überführt wird.

Kaum war dem arglosen Cosimo der Name „Don Adalberto" halblaut entschlüpft, so las die ängstliche Beobachterin das Todesurtheil des deutschen Freiers in Ossunna's Blick.

„Bliebe Herr von Eichen nur heute Abend unserm Hause fern!" seufzte sie im Stillen, und sann auf ein Mittel, wie dies zu bewerkstelligen sei.

Es war zu spät; soeben ging Berner, welcher in einiger Entfernung gezeichnet hatte, dem Nebenbuhler des Herzogs entgegen.

„Noch befragte ich nicht mein Kind," fügte

Lauri flüsternd hinzu, bevor Adalbert den Pavillon betrat, „erst untersuchte ich ein wenig das Terrain, wie man zu sagen pflegt . . . . danach zu urtheilen, ist wenig Hoffnung für den Blonden vorhanden. So leid es mir um den braven Jungen thut, so unmöglich wäre es mir, einen laublütigen Nordländer — — ah, guten Abend, caro Barone! Nehmen Sie Platz! Willkommen! Und hier kommt endlich das Töchterlein . . . . so, nun sitzen wir in traulicher Vereinigung. Nun laßt hören, was es Neues giebt!"

Die allgemeine Unterhaltung aber ging nicht sonderlich von Statten; es traten Pausen ein; Teresa verwirrte ihre Häkelarbeit und saß wie auf Kohlen. Ihr war zu Muthe, als müsse ein Unwetter losbrechen; erleichtert athmete sie auf, als die Gartenthüre klirrte, und andere Besuche den Kreis erweiterten.

Adalbert, der gleichfalls bisher auf der Folter gewesen, trat zum Capellmeister heran und drückte mit fragendem Blick verstohlen Cosimo's Hand.

„Baronello mio, vergeben Sie mir," lächelte Margarita's Vater mit einiger Verlegenheit, „noch vermochte ich Nichts auszurichten. Lieber Vorsicht in so delicaten Angelegenheiten als Uebereilung."

Ein unsäglich schmerzvoller Blick traf ihn aus Adalberts blauen Augen.

„Sagt es nur frei heraus, Maestro, — die vielumworbene Margarita — verschmäht, verachtet mich?“

„Bah! wer wird so schwarz sehen! Geduld, Geduld bis morgen.“

Dem entmuthigten Freiherrn ging das Goethe'sche Wort aus den Briefen an Lotte durch den Sinn: „Morgen ist nimmer.“

Lauri glaubte ihn beleidigt zu haben. „Treibt es Sie dazu, verehrter, junger Freund, so wenden Sie sich selber an Margarita noch heute, noch in dieser Stunde —“

„O theurer Maestro! ich dürfte es wagen? — Doch nein, ich verginge vor Erregung .... Alles bleibe in Ihre Hand gelegt .... auf morgen denn!“

Den Capellmeister verließ der gute Wille. „Der schüchterne Freiherr,“ sagte er sich mit einer Anwandlung von Geringschätzung, „wird niemals Glück bei den Frauen machen: er besitzt keinen Muth, keine Unternehmungslust. Desto schlimmer für ihn.“

Kein Abend verging in der Villa Glencora ohne Musik. Einige der Anwesenden baten Adalbert um

die deutschen Volkslieder, womit er sich die sicilianischen Hörer ganz und gar gewonnen. Berner stimmte mit für „Nun geh' i an's Brünnele“ und „In einem kühlen Grunde.“

Adalbert entschuldigte sich mit den üblichen Vorwänden, er sei nicht bei Stimme u. s. w.

„Ihre gute Vortragsweise genügt,“ meinte Lauri und drückte den „Biondino“ auf den Sessel am Clavier.

Der ehemalige Heidelberger Student sang besser denn je.

Bevor er jedoch zu Ende gesungen, stieß Medoro — welcher nie in seinem Leben eine ungeschickte Bewegung gemacht hatte — gegen ein Tischchen, worauf ein Schachbrett stand. König, Königin und sämmtliche Bauern fielen klirrend auf den Mosaikboden. Die übrigen Herren sprangen herbei; Medoro selber langte den Springer auf, — der Schaden war bald wieder hergestellt.

Adalbert, ziemlich eitel auf seinen hübschen Gesang, hatte sich durch den Lärm zwar nicht stören lassen, doch sah man ihm die Unzufriedenheit an. Jedenfalls erwartete er — und mit vollem Recht — eine Entschuldigung des Herzogs.

Dieser würdigte ihn keines Blickes.

„Er will mich vor allen Anwesenden beleidigen," schloß Adalbert aus Medoro's unerklärlichem Benehmen. „Aus welchem Grunde?" —

Die Reizbarkeit seiner Stimmung vermehrte sich von Minute zu Minute.

„Welch ein unerträglicher Abend!" seufzte er vor sich hin, „Ungewißheit und Verdruß! Margarita's Benehmen gießt vollends Oel in's Feuer: ist das ein Flüstern, ein Lächeln zwischen ihr und Ossunna!" — Adalbert war nicht gerade eifersüchtig auf den Herzog, aber jedes Wort aus Margarita's Munde, was Medoro galt, ärgerte ihn gründlich.

„Was soll das nun heißen?" grübelte er, „thut sie heute nicht, als übersähe sie mich gänzlich? Soll ich demnach nicht irre an ihr werden? Gleicht sie nicht nur durch ihre Stimme und Schönheit der Melusine, sondern birgt sie auch wie diese, den Schlangenschweif?"

Es war ihm unmöglich, mit irgend Jemand ein Gespräch anzuknüpfen; zwecklos trieb es ihn aus einem Zimmer in das andere. Er athmete erst ein wenig auf, als er sah, wie Teresa Margarita's Platz neben Medoro eingenommen hatte, und die Tochter des Hauses andern Gästen ihre Aufmerksamkeit zu-

wendete. Auch für ihn, den Vernachlässigten, hatte sie nun ein paar freundliche, wenn auch flüchtige Worte.

Einige Minuten später gerieth Adalbert in die Nähe der Gruppe, deren Mittelpunkt der Herzog bildete. Man unterhielt sich, so viel der Freiherr vernehmen konnte, über deutsche Musik. Nicht lange, so war von den schwäbischen und thüringischen Volksliedern die Rede, folglich auch vom „blonden Baron", dessen Gegenwart Niemand bemerkte oder — nicht bemerken wollte.

Einstimmig lobte man die rührenden, herzigen Volksweisen, ebenso den Sänger.

„Ich schließe mich Eurer Meinung vollkommen an," hörte Adalbert zu seiner Verwunderung den Herzog sagen; indessen entging ihm der sarkastische Ton Ossunna's nicht.

„Kann ich dafür," setzte Medoro mit geringschätzigem Lächeln hinzu, „daß mir die Begeisterung in den rechten Ellenbogen, den sogenannten Musikantenknochen, gefahren war und ich die Schachfiguren unversehens umstieß?"

Bei dem Worte „unversehens" lächelte man ungläubig. Teresa flüsterte: „Schlimmer Herzog!" worauf die Gruppe sich auflöste.

„So in Gedanken, Barönchen?“ redete im selben Augenblick Don Cosimo den Freier seiner Tochter an; „wie wäre es noch mit einem Duett von Blangini? Margarita ist gewiß bei Stimme .... oder singen Sie uns das Kurschmannsche „Dein ist mein Herz“?“

„Verehrter Meister,“ entgegnete Adalbert ohne die Stimme zu dämpfen, „es sind Personen anwesend, die allzu deutlich bekunden, daß sie Lärm und Geklapper einem harmlosen Gesange vorziehen .... allerdings ein sonderbares Benehmen in Ihrem Hause, wo die Musik mehr geachtet sein dürfte, wo ein Zartfühlender sich dergleichen nie erlaubt haben würde.“

„Was in aller Welt meint Ihr?“ fragte Don Cosimo liebreich; ihm, dem Vergeßlichsten dieser Erde, war jene von Medoro verursachte Störung längst entfallen.

„Erörtern wir jetzt nicht weiter ...“

„Padre mio, finde ich den Clavierauszug des — Freischütz in Deinem Zimmer?“ unterbrach Margarita, mit ihrer Frage beide Männer von einander trennend.

„Ich hole ihn selber,“ antwortete der Capell-

meister, — „ah, der Herzog winkt den Scheidegruß . . . ich sage ihm gute Nacht, und dann zu Weber!“—

Teresa dachte bei Medoro’s Verschwinden: „Gott Lob! für heute Abend wäre die Gefahr vorüber . . . freilich ist’s noch nicht aller Tage Abend.“

Es beruhigte sie, Adalbert fröhlich mit Margarita plaudern zu hören.

„Was giebt es zu lachen,“ fragte sie munter, bei ihnen vorübergehend.

„Ich erzählte soeben dem Baron, daß unsere Sicilianer sich einbilden: Webers Meisterwerk sei ein „phantastisches Epos,“ wie sie sich ausdrücken; während die leicht in’s Ohr fallenden, reizenden Melodien für sie ebensogut wie für die Deutschen geschaffen sind; sie müssen endlich bekehrt werden: so lange der Freiherr in Palermo weilt, darf er mir seine Hülfe nicht versagen . . . hat Berner doch gleich seinen „Caspar aus alten Tagen“ mir zu Liebe aufgefrischt . . . Lodoiska singt das Aennchen . . . machen wir gleich eine Probe.“

Adalbert vergaß bei dieser Aufforderung, daß er jeden ferneren Gesang im Lauri’schen Hause verschworen hatte. Wie konnte er solcher „Agathe“ widerstehen? wählte sie ihn vielleicht absichtlich zu

ihrem „Max"? — Jedenfalls war ihm leicht um's Herz seit der „rücksichtslose" Ossunna die Villa verlassen hatte.

Es ging an ein Musiciren bis tief in die Nacht hinein. — —

Glückverheißend leuchteten die Sterne über Adalberts Haupt als er, „Durch die Wälder, Durch die Auen" singend, den Heimweg antrat. Galt es ihm von jeher als den gröbsten Verstoß gegen gute Sitte, Nachts in den Straßen zu singen — in den Straßen der deutschen Städte — so konnte er dieses Mal nicht widerstehen, es den Südländern gleichzuthun und seine Stimme weithin ertönen zu lassen. Von Berlin her, erinnerte er sich eines Guitarrenspielers welchen ein Gensd'arme wegen unbefugter öffentlicher Störung arretirte. „Heiliger Apollo! welche Prosa" gestand er sich nun, und freute sich der schwirrenden Klänge, die in allen Ecken und Enden vibrirten. Gewiß hätte ihn seine Frau Mutter in jenem Augenblick verleugnet: ihr Majoratsherr schwärmte singend durch die nächtliche Hauptstadt Siciliens! singend wie ein Handwerksbursche!!

Vor dem Hause des Arztes erblickte er zwei junge Leute, in denen er beim Schein des Voll-

mondes den Marchesino und dessen Freund Antonio erkannte. Die beiden Sicilianer zogen den Hut und der Marchese redete den Deutschen in französischer Sprache an.

„Baron, auf ein Wort . . .“

Adalbert errieth, um was es sich handelte.

„Sprechen Sie, Monsieur le Marquis!“

„Sie haben sich gehässig oder vielmehr verächtlich über den Herzog de Ossunna zu Don Cosimo geäußert —“

„Gewiß nicht ohne Grund, Herr Marquis. Es war zu erwarten, daß Ihr Herzog — des guten Tons, vor Allem unseres biedern Wirthes halber — ein freundliches Wort der Entschuldigung an mich gerichtet hätte . . . nach den Ideen meines Landes wenigstens.“

„Sie verlangen Genugthuung von Don Medoro wie er von Ihnen; in unserm Namen ersucht er sie darum: hier ist seine Karte.“

„Und hier die meine. Ich würde mich augenblicklich seiner Herausforderung stellen, erlaubte mir die vorgerückte Stunde meine beiden Sekundanten zu wählen, wie es die Gesetze des Duells erheischen. Somit auf Morgen!“

„Auf Morgen denn, zehn Uhr Vormittag in der Zisa —“

„Sagen wir eine Stunde früher: um neun Uhr.“

„Es sei. Auf Stich!“

„Mir recht,“ antwortete Adalbert, ohne weiter darüber nachzudenken, daß die Wahl der Waffen rechtmäßiger Weise ihm zukam, nicht dem Herausforderer.

Gegenseitiger stummer Gruß, — Medoro's Freunde entfernten sich; Adalbert schloß kaltblütig die Hausthüre auf.

Sechstes Capitel.

Zu seiner Verwunderung tönten ihm Polkatöne aus dem Erdgeschosse entgegen, weltbekannte Tanzmelodien, nach deren aufmunternden Takten ebenso gut der Lichtenstein'sche Husar, der preußische Lieutenant, wie der brittische Offizier im fernen Indien tanzt.

Kaum hatte Adalbert einen flüchtigen Blick in den Gartensaal geworfen, so kam der Festgeber, des Arztes Schwager, auf den Freiherrn zu und schob ihn mitten unter die buntgemischte Gesellschaft, welche beim Scheine nicht allzuvieler Kerzen tanzte. „Es ist heute der Namenstag meiner Frau ... mehrere Bekannte haben sich eingefunden ... beehren Sie uns mit Ihrer Gegenwart, Signor Baron! Platz, Kinderchen, Platz! holt einen Stuhl für Seine Excellenz! Darf ich eine Cigarre anbieten? Die Damen erlauben uns das Rauchen ... bei den offenen Thüren belästigt es nicht" ...

Polkaklänge und Duellgedanken! Das behagte Adalbert gerade; zum Schlafen fühlte er sich überdies nicht aufgelegt, daher blieb er willig in dem überfüllten Raume, wo es heiter genug aussah. Bisjetzt kannte Margarita's Anbeter nur die sicilianische Gesellschaft erster Classe; dem Familienleben des Mittelstandes war er ganz fremd geblieben.

Was das allgemeine Benehmen der Anwesenden betraf, so fand der Beobachter keinen Unterschied zwischen der Formengewandtheit der sogenannten „ersten" und „zweiten" Gesellschaft. Nur ein gewisser Mangel an Lebhaftigkeit fiel ihm auf; das Talent des Plauderns gebricht überhaupt den Südländern; sie hören sich gerne selber reden, was der Andere darauf entgegnet, daran ist ihnen wenig gelegen. „Um wie viel herzlicher geht es in solchen Kreisen im Norden zu," dachte Adalbert und versetzte sich in seine Studentenjahre zurück, „hier geht es seltsam steif zu, namentlich zwischen jungen Mädchen und jungen Männern; Keiner macht den schmucken Dingern den Hof." — Außerdem konnte er sich über die Abwesenheit jeglicher Getränke und Erfrischungen nicht genug wundern; ebenso über die Kahlheit der Wände, des ganzen großen Raumes, welcher

mit einigen Blumenstöcken und grünen Laubgewinden hübsch genug herzurichten gewesen wäre . . . verstand man sich so wenig darauf, Palermo's köstliche Flora zum Schmuck der Zimmer und der Damentoilette zu verwenden? in den vollen Haarflechten und schwarzen Locken glänzten Gold- und Korallennadeln, doch keine einzige duftende Rose; hielt eine der Tanzenden ein Sträußchen in der Hand, so war es winzig, als schämte sie sich seiner.

Gewänder aus Seidenbarège und Mousseline schwebten an Adalbert vorüber; auch etliche Kattunkleidchen, alle nach der letzten Mode zugeschnitten.

„Entsetzlich modern," schalt der Freiherr im Stillen, „dieses servile Nachahmen der Pariser Musterbilder, dieses urtheilslose Eingehen in die geschmacklosesten Capricen, — wozu entstellen sich diese schönen Personen durch dergleichen Abgeschmacktheiten? Schade um die prächtigen Brünetten in gelbem Kattun, sie stutzten sich auf wie Soubretten vom Provinzialtheater und verloren dadurch ihren ursprünglichen Reiz."

Neben Adalbert saß ein älterer Mann, welcher trotz der Hitze ein Sammetkäppchen mit goldener Quaste trug; dieser ließ es sich angelegen sein, die

Schooßhunde und die Schooßkinder in seiner wachsamen Nähe zu versammeln, um die hülflosen Geschöpfe vor dem Umgetanztwerden zu schützen. Er triefte von Schweiß, besonders weil er mit rührendem Amtseifer das allerliebste Zehnmonatskind des Wirthes am Gängelbande tänzeln ließ, wofür das zappelnde Benglein laut aufkrähte vor Lust.

„Wie langsam, wie feierlich tanzt dieses heißblütige Volk unsere deutschen Rundtänze!“ bemerkte Adalbert wiederum, „dagegen rasen wir Nordländer! wie doch in der Nähe Alles anders aussieht: uns wirft man Phlegma und Steifheit vor, und welche ausgelassene Fröhlichkeit waltet in unsern gastlichen Häusern! welche unschuldige Koketterie der deutschen Mädchen beim Tanze, welche ununterbrochene Neckereien Seitens der jüngeren wie der älteren Herren! — Jener lange Signor mit der orangenfarbenen Cravatte dreht sich permanent unter dem Kronleuchter herum, einen weiteren Kreis zu umschreiben, scheint ihm unmöglich . . . und der Schwarzlockige dort, mit dem Romangesicht, welcher tadellos angezogen ist, der bringt seine Dame nicht aus der Ecke heraus, er mag sich anstrengen, so viel er will. Wunderlich! Die Gesichter sehen so ernst aus wie beim Leichen-

begängniß, und in der Kirche lächeln sie fortwährend und die Orgel tönt von den Melodien feuriger Taumellieder ....

Wer mögen übrigens die Kattundämchen sein? sie haben die pikantesten Gesichter von Allen" ...

Nach und nach erhielt Adalbert Auskunft über Alles, was er wissen wollte.

Der Clavierspieler nämlich war ihm sogleich durch sein blondes Gesicht aufgefallen; es war ein alltägliches, breites Gesicht, aber in den mattblauen Augen lag etwas Rührendes, Sehnsüchtiges, so garnichts von der leidenschaftlichen Melancholie der übrigen mandelförmigen Gluthaugen, daß Adalbert sich dem Fremden durch eine gewisse Sympathie seelenverwandt fühlte. Jedenfalls schwärmten die Gedanken des jungen Virtuosen weit ab von dem stickigen Saale voller Cigarrendampf, und indem er starr auf die Wand vor sich hinblickte, mochten Gott weiß welche Bilder an ihm vorüberziehen! In der Vortragsweise seines Spieles lag gleichfalls nichts Italienisches, vielmehr etwas durchaus Germanisches.

Plötzlich rief der Spieler einem Wachtelhunde auf Deutsch zu: „Ruhig Bibi, ruhig alter Kamerad!"

Bibi aber knurrte weiter, trotz der guten Worte,

welche der Mann im Sammetkäppchen auf sicilianisch gab. Eine junge Dame mit anspruchsvoller Haarfrisur trat hinzu: sie hielt eine große, wohlgepflegte Katze auf dem Arme, kraute ihr den Pelzkopf und sagte vorwurfsvoll zum jungen Manne am Clavier: „Ihr Bibi hat einen unverträglichen Charakter . . . nicht einmal die Schönste aller Katzen, meine Proserpina, duldet er ohne Knurren in seiner Nähe . . . unsere sicilianischen Hunde sind weit sanfter; Bibi ist und bleibt ein rauher Schweizer."

„Im Gegensatze seines guten und lieben Herren, welcher ein wahrer Ehrenmann ist," schaltete der Friedensstifter in der Trobbelmütze ein.

Die junge Dame lächelte huldvoll; der Schweizer verneigte sich leicht; sein trauriger Blick war dem Freiherrn kein Räthsel mehr, seit er vernommen, aus welchem Lande der junge Mensch herstammte; jene Augen verkündeten ein heimwehkrankes Herz, unheilbare Sehnsucht nach bewaldeten Bergen, Gletschern, Firnen, nach Mädchen mit gutmüthigen Gesichtern wie Milch und Blut . . . rings umher die scharfgeschnittenen Profile der ambrafarbenen Frauen mochten ihm förmlich weh thun, ihre krausen Lockenschlangen unheimlich, ja selbst ihre scharfen, kleinen

weißen Zähne blutdürstig erscheinen . . . ach, ihm wäre gewiß die erste, beste schweizer Melkerin wie eine himmlische Fee unter Vampyren erschienen.

Adalbert wurde immer mehr von dem Unbekannten mit den unregelmäßigen Zügen und dem schlichten, glatten Haar eingenommen. Was doch die Umgebung thut!

Ebenso hatte der Freiherr einen zauberhaften Eindruck auf den Schweizer ausgeübt; Letzterer sagte sich seinerseits: „Der vornehm drein schauende Jüngling mit der hohen Stirn ist Keiner aus dem heißen Lande, wo ich unglücklicher Söldner des Königs beider Sicilien verbrenne."

Nachdem Adalbert während einer Tanzpause die Gelegenheit, deutsch zu sprechen, ergriffen hatte, war sogleich Freundschaft zwischen dem Preußen und dem Sohne der Matten und Berge entstanden.

Letzterer war Capitain der schweizer Garde von Palermo, seit längerer Zeit mit der Familie des Arztes befreundet. Er nannte dem Neuling im Kreise alle Diejenigen, welche sich besonders charakteristisch unter den Versammelten hervorhoben.

„Die hübschen Kattun-Frauenzimmer," berichtete er unter Andern, „sind Kammerzofen; dort auf dem

Canapé sitzen die Herrinnen, zwei wohlbeleibte Matronen."

„An vielen ältlichen Damen des schönen Südens fällt mir eine entschiedene Aehnlichkeit mit unserem großen Churfürsten auf," gestand Adalbert.

„Ganz recht; die markirten Züge erhalten später etwas Männliches, Soldatenhaftes."

„Aber wer sind die Herrinnen, welche ihre Dienerinnen mit auf den Ball nehmen?"

„Die eine wie die andere ist Marchesa." —

„Und jedenfalls vorurtheilsfrei."

„Aus Caltanisetta kamen sie nach Palermo, um Seebäder zu brauchen; sie wohnen nebenan," da entspann sich eine große Freundschaft zwischen ihnen, und unserer Wirthin, der braunen Donna Lorenza; die flinken Dienerinnen kamen dabei nicht zu kurz; und das ist häufig der Fall, denn die Damen haben nicht den geringsten Grad von Bildung vor der dienenden Klasse voraus; sie wissen von nichts als von der Kinderstube und von etwas Stadtgeklätsch zu reden.

Den Freiherrn überkam das Gelüst, auch einmal die hübschen Zofen zum Tanze aufzufordern; auf den Erntefesten seiner Heimath war er dem Reigen immer fern geblieben, aber in der Fremde

vergab er sich nichts mit solchem Excesse. Wer weiß, ob er am folgenden Morgen nicht eine Wunde im Körper oder im Herzen haben konnte? Medoro's Degenspitze konnte ihn verletzen, Margarita möglichen Falles „Nein" sagen . . . darum lustig, ehe die Stunde verrinnt!

Indessen so mir nichts, Dir nichs auf die Kattunkleider loszugehen und sie umherzuschwenken, ohne vorher eine der Mousselindamen aufgefordert zu haben, das hätte im Kreise Donna Lorenza's gar zu viel Aufsehen erregt und wäre übel vermerkt worden. War es ihm doch nicht entgangen, daß die Anwesenden sich viel mit ihm beschäftigten.

Daher ließ er sich zuerst dem jungen Mädchen mit der Katze vorstellen; sie hatte die sogenannten Krateraugen und schwellende Granatlippen.

Adalberts Anerbieten wurde mit strahlendem Lächeln aufgenommen; Proserpina wurde der Obhut des Patriarchen in der Ecke anempfohlen und der Blonde trat mit der Brünetten zum Contretanze an.

Die Unterhaltung stockte mehr als einmal, denn die junge Dame sprach nicht italienisch, nur sicilianisch; Adalbert langweilte sich schließlich.

Nach beendeter Quadrille wußte er sich in die Nähe der Kammerkätzchen zu schlängeln; um würdig zu vollenden, faßte er eine der „eingeschmuggelten Tänzerinnen“ — so nannte sie der Hauptmann — um die üppige Taille, und nun ging es an ein flottes, deutsches Walzen.

Bald wichen alle Uebrigen vor dem stattlichen „Blonden“ an die Wände zurück und alle die nachtschwarzen Augen folgten Adalberts Bewegungen.

„Per la Madonna! per Baccho!“ klang es bewundernd aus allen Ecken.

Die Frauen flüsterten untereinander: „Er ahnt nicht, mit wem er tanzt; er hält die Filomena für eine Signorina . . . die kann froh sein! . . ihr Lebtag wird sie an den Tänzer zurückdenken . . . Der Baron, sagt man, wäre der genaueste Freund des Königs von Preußen.“

Und Adalbert tanzte ohne Aufhören, als wollte er sich betäuben; trotzdem dachte er daran, daß er für zwei Sekundanten zu sorgen hatte; ferner, daß sein nächstes Lebensschicksal von einer einzigen beliebigen Silbe aus holdem Munde abhing.

Wer tanzte nicht oft ausgelassen und toll wie ein Wirbelwind, während Sorgen ihn umschwirren,

während er sich unter tausend Bedenken und Aengsten gern zu Boden würfe?

Noch ein paar Takte und der Ball ist zu Ende. Man trennt sich. Adalbert hat sich mit der angezündeten Cigarre auf sein Zimmer begeben und harrt des Sonnenaufgangs.

Er ist nicht allein; in Folge seiner Aufforderung begleitete ihn der junge Hauptmann auf die „Putzstube." Der Schweizer wird ihm sekundiren, nächst ihm der Arzt, welcher verschwiegen ist und, wie jeder Sicilianer, ein leidenschaftlicher Anhänger des Duells.

Todesgedanken hegt unser Freiherr keineswegs; etwa gar auf alle Fälle Briefe an die Seinigen zu schreiben, kommt ihm gar nicht in den Sinn . . . oft genug stand er auf der Mensur. Zufrieden ist er, daß Berner, der „getreue Eckhardt," welcher ihn oft „vor Schaden warnte," von der Sache nichts gemerkt hat. „Es wird zwischen dem Herzog und mir zu ein paar Schrammen kommen und damit basta," versichert er dem Schweizer, welcher seinerseits ganz ruhig ist.

Auffallend war es dem Freiherrn, daß Medoro de Ossunna zwei so junge Leute mit der Herausforderung betraut hatte; der Schweizer erklärte ihm,

dieses habe im Süden nichts Befremdendes; oft sekundirten vierundzwanzigjährige Jünglinge einem Manne von mehr als vierzig Jahren.

Dazwischen Cigarrendampf und ein Schluck frischen Wassers mit einigen Tropfen fleur d'orange vermischt. Weiter reden sie von Siciliens rauschenden Volksfesten, von den letzten Streifzügen der bourbonischen Soldaten gegen die Räuber, welche zur Zeit ein wahrer Dämon, ein gewisser Valoro befehligte und zu unglaublichen Thaten anfeuerte.

Nach und nach wird die Stimmung feierlicher: Der gute Hauptmann erzählt von seinem Bruder, welcher sich vor dreiviertel Jahren in Palermo erschossen, im botanischen Garten, dem Hause des Arztes gerade gegenüber.

„Erschossen!!"

„An seinem Herzen zehrte das Nagethier Heimweh."

„Was Ihr für wunderliche Käuze seid, Ihr Schweizer mit Eurem Heimweh: wenn **Ihr** so entschieden daran leidet, warum verdingt Ihr Euch an fremde Herrscher?"

„Ja, sehen Sie, Herr von Eichen, als ich noch daheim steckte in Luzern, unterhalb des „kleinen Rigi,"

da lacht' ich, wenn die Rede ging vom Heimweh! „S'muß halt ein verweichlichter Kerl sein, der's wo anders nicht aushält," dacht ich bei mir und es gefiel mir länger nicht hinterm Ofen beim gelben Katzel . . . ach Italien! ach Italien! seufzt' ich in Einem fort . . . da zog mein Bruder hinab in den Süden, erst nach Neapel, dann nach Palermo — ich ihm nach. Aber o weh . . . von der ersten Stund' an überfiel es uns wie ein Fieber, und so geht es allen meinen Landsleuten, die zur Fahne geschworen . . . nun, da suchen denn viele der armen Teufel den Ausweg, den mein Christian suchte . . . er hat sich kopfüber in die Ewigkeit gestürzt . . . Friede seiner armen Seele!"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß jenes Fieber, wie Sie es bezeichnen, zum Selbstmorde führte, so lange der Kranke — oder wie wir ihn nennen wollen — das Glück der Kameradschaft genießt."

„Man bestärkt sich vielmehr in seiner Melancholie; wer ganz vereinzelt in der Fremde, bewährte sich vielleicht tapferer und nähme sich die Narrheit nicht also zu Herzen . . . Freilich blühen die Blumen auf dieser Insel prächtiger als irgendwo, die Früchte hängen Einem förmlich in's Maul . . . aber wo ist der Kuhreigen, der blaue Rauch der Hüttelein?"

Dem armen Hauptmann traten große Thränen in die Augen.

„Wo sind die Leckerli und Blechkuchen?“ fuhr er fort, und fast mit Andacht schloß er: „Und die Käse! unsere unvergleichlichen Käse! Sie verstehen sich hier zu Lande nicht einmal darauf, einen honnetten Ziegenkäs zu präpariren, — man ist auf importirten, beißenden Schund angewiesen.“

„Dafür giebt es Weine, wie sonst nirgends auf der Welt.“

„Zu schwer, zu feurig, man muß gleich absetzen; in vollen Zügen zu schlürfen, ist unmöglich, — die sicilianischen Weine sind für die Priester, welche nur nippen. Aber was plausche ich! Der Soldat darf nicht greinen. Und nun, Herr Baron, schlafen wir ein Stündchen, daß uns die Glieder nicht steif werden. Gott befohlen!“ — — — — — — — — — —

Lauri erwachte am folgenden Tage seiner Gewohnheit nach ziemlich spät.

Er klingelte und fragte den eintretenden Diener, welcher ihm eine Tasse schwarzen Kaffee brachte, wie viel es an der Zeit sei. (Die Genfer Taschenuhr vergaß der Maestro aufzuziehen.)

„Es schlug halb zwölf Uhr.“

„Oeffne die Fensterläden — so! Ist die Signorina im Garten?“

„Zu Befehl, Excellenz.“

„Meine Pantoffeln, Empedocles! Schenke mir noch etwas Kaffee ein . . . mehr Zucker . . . halte mir das Rasirwasser hübsch warm, ich vertrete mir die Füße erst ein wenig.“

Don Cosimo trat an das offene Fenster.

„Nachgerade versprach ich's dem Baronello,“ murmelte er vor sich hin, „wissen muß es über kurz oder lang mein liebes Töchterlein . . . Ach, wie fehlt mir immer und immer meine Glencora! wie hätt' ich dergleichen so gerne, so gerne mit ihr besprochen! welch ein gedankenloser Unsinn, zu behaupten: Zeit lindere solche Verluste! im Gegentheil, die Lücke wird um so fühlbarer, die Wunde reißt um so tiefer, je weiter wir im Leben vorwärts schreiten . . . bah! Zeit lindert bei Narren und herzlosen Menschen . . . Glencora starb vor fünfzehn Jahren und mir steht Alles noch vor Augen, als wär's vor einer Stunde geschehen . . . Teresa geht es ebenso. Wohl ist die Gegenwart mächtig, aber fühlenden Herzen ist's die Vergangenheit nicht minder. Lebte mein Herzensweib, so hätte der Baronello sich gewiß an sie, an

Margarita's Mutter, gewendet, und von ihr hätte ich das zarte Geheimniß erfahren . . . sie würde Don Adalberto sehr geschätzt haben, trotzdem würde es ihr an einer witzigen Bemerkung nicht gefehlt haben . . . ihr Ideal wäre der schöne Blonde nicht gewesen, denn es fehlt ihm der Grundzug des Deutschen, die Naivität, deren bezaubernde Frische die Germanen so umgänglich, so angenehm macht . . . Dafür fehlt es seinem Charakter nicht an Ritterlichkeit; doch verstände er es nie, mein Kind mit jener Wonne zu überfluthen wie —"

Ein starkes Klopfen an der Thüre unterbrach Lauri's Betrachtungen.

„Herein, herein!"

„Verzeih mir, Cosimo," sagte der eintretende Berner.

„Verzeihe mir, daß ich Dich im tiefsten Negligé empfange, aber unter Freunden gelten keine langen Complimente . . . . per Dio! Alterchen, weshalb bist Du so blaß? zeig' mir Dein Gesicht . . . . Du siehst ganz verstört aus" . . . .

Berner war allerdings kaum wiederzuerkennen, so verändert war sein Ausdruck, sein ganzes Wesen; unsteten, funkelnden Blickes, mit zitternden Händen stand er da.

„Einen Schluck Wasser,“ bat er und sank wie gebrochen auf einen Stuhl. Alsdann faßte er sich gewaltsam, fuhr mit der Rechten über die Stirne und sagte mit seiner tiefen, männlichen Stimme:

„Cosimo, es handelt sich um einen ernsten Fall... sei ein Mann.“

„Meiner Tochter ist ein Unglück widerfahren?!“ schrie Lauri auf.

„Beruhige Dich, Margarita begießt die Blumen am Bassin, sieh' hin!“

Er riß den Capellmeister an's Fenster. Lauri faltete die Hände: „Sei gelobt, Allliebender! Margarita lebt!“

„Aber Einer, welcher gerne Dein Sohn geworden wäre, starb vor anderthalb Stunden.“

„Mensch, bist Du toll? wie versteh' ich Dich? wer ist, wer kann gestorben sein?“

„Adalbert von Eichen,“ gab Berner dumpf zurück.

„Don Adalberto!!“

„Im Duell ... er blieb auf der Stätte des Zweikampfes ... heute roth, morgen todt!“

„O über die aberwitzigen Duelle! — Vulkanischer Boden, ich möchte dir fluchen, so viel unnützes Menschenblut hast du schon eingesogen! ... Berner, daß

die Frauen nichts davon erfahren! Marga ist sehr, sehr reizbar; sie bedarf großer Schonung . . . Aber, sage, wer in aller Welt kann Adalberto's Gegner gewesen sein?“

„Don Medoro.“

Lauri zuckte zusammen; dann schlug er beide Hände vor das Gesicht.

Eine lange Pause trat ein.

Berner starrte vor sich hin. Cosimo, eben noch mit dem blühenden Bilde Adalberts beschäftigt, unterlag der gewaltigen Erregung, indem er laut jammerte und seine Thränen nicht zurückhielt.

„Armes Kind, poverino, fern von der Heimath so schmählich zu sterben! O, wilder Medoro, Dir grolle ich, so heiß und wahr meine Liebe zu Dir gewesen!“

„Lebte ich nicht, so lebte Adalbert,“ klagte sich Berner an, „ich Elender zog ihn her mit meinen unsinnigen Briefen! o, es war niedrige Speculation von mir, kein besser Antlitz für den Manfred, als das seinige! ah, ich könnte mich brandmarken! — Außerdem schwebte mir ein schöner Traum vor der Seele, nun Du verstehst schon, was ich meine, Cosimo“ . . . .

„Ja, amico mio, der Traum ist dahin . . . vielleicht findet Margarita kein treueres Herz auf Erden! — Was zum Teufel trieb die beiden Hitzköpfe, sich zu schlagen?“

„Heimlich! hinter meinem Rücken!! Wer konnte es ahnen! Jetzt freilich sag' ich mir: ein Klügerer als ich, hätte es wittern sollen, aber was weiß solch ein alter Vagabund, wie ich? Vom Zeichnen und Pinseln verstehe ich Einiges, von der Welt nichts, gar nichts. So oft ich mich in Etwas hineinmische, ist's vom Uebel; so sitze ich und alle Andern mit mir, in der Patsche! — Nun bleibt mir nichts, als an die Freifrau Hildegard zu schreiben . . . . davor schaudert mir!“

„Direct an sie kannst Du nicht schreiben“ . . .

„Dem Guts-Pfarrer übersende ich den Brief.“

„Und wie verhält sich Medoro?“

„Wie es scheint, ganz ohne Reue.“

„Unglaublich! meines Wissens ist Adalberto der Erste, welchen er im Duell tödtete . . . und ich hielt unsern Herzog für einen Engel! Du kanntest ihn besser und maltest ihn als Teufel! — Wie sollen wir Margarita das Schreckliche beibringen? O, sie war Deinem Manfredo gewogen, sehr gewogen . .

welche doppelte, aber tieftragische Berühmtheit wird nun Dein Gemälde erlangen . . . fürwahr, theurer Freund, ich fürchte für Marga . . . ihre weiche Seele ist solchem Erlebniß nicht gewachsen . . . sie wird Medoro hassen, glaubst Du nicht?"

„Möglich —"

„Trotzdem er sie sehr auszeichnet . . . nun, von jeher sprachen ältere Männer gerne mit dem jungen Dinge . . . ohne Zweifel sieht sie in Adalberto's Mörder einen Gegenstand des Abscheus!"

Lauri, welcher stets am Freiherrn etwas zu tadeln gefunden, sah ihn plötzlich in der verklärenden Glorie eines Märtyrers; nun glaubte er den größten Schatz, den wünschenswerthesten Schwiegersohn in ihm verloren zu haben und sein Schmerz war aufrichtig.

„Ich muß Dich nun verlassen, Cosimo," meldete der tiefgebeugte Berner, mich erwartet der preußische Consul; — bis auf weitere Anordnungen aus Liebenburg soll die Leiche, nachdem sie einbalsamirt, im Garten des Consulates beigesetzt werden."

„O dürfte ich ihn noch ein einziges Mal sehen! Die edlen Züge, die dunkelblonden Locken! soll das Alles ein Raub der Vergänglichkeit werden?"

„Es steht bei Dir, heute Abend das Haus des

Doctors Tarini aufzusuchen und des Herzogs Opfer ein letztes Mal —"

„Um des Himmes Willen nicht, liebster Berner, der Anblick einer geliebten Leiche brächte mich um ... sorgfältig muß ich dergleichen vermeiden ... nenne es Schwäche! zugegeben — leider formte die Natur selten Deinesgleichen: Du bist aus köstlichem Erze ... ich aus gewöhnlichem Thone, mit Sprüngen und Rissen versehen." —

Siebentes Capitel.

Palmyra hatte sich vor der Hitze in das Innerste ihrer Gemächer zurückgezogen; sie ruhte nachlässig auf einem Divan hingestreckt; aber so träge ihre schönen Glieder, so eifrig beschäftigt waren ihre Gedanken. Das Buch, das auf ihren Knieen lag, schien sie zwar nicht in Anspruch zu nehmen, aber Wunder über Wunder! neben ihr auf einem Tische befand sich ein Schreibzeug, Briefpapier und frischgeschnittene Federn . . . Palmyra, welche mit keinem sterblichen Wesen eine Correspondenz unterhielt, verfiel plötzlich auf den seltsamen Einfall, Dinte und Federn von Miß Ellen zu fordern; kaum hatte die Engländerin ein ironisches Lächeln zu unterdrücken vermocht.

Betrachten wir zuerst das Buch, welches sie consultirte: es war — ein Traumbuch! Im Norden befindet sich dergleichen in den Händen empfindsamer Köchinnen und Milchfrauen; in Sicilien war

und ist es theilweise die einzige Lectüre des weiblichen Geschlechts; La Smorfia lautet der Titel dieses unentbehrlichen Rathgebers, welcher alle Morgen nach confusen Träumen Aufklärung geben muß. Außerdem enthält La Smorfia glückbringende Nummern für den Lotterie-Einsatz, sympathische Geheimmittel und abergläubischen Hocuspocus ... Alles im sicilianischen Dialect verfaßt, wie sich von selbst versteht.

Palmyra hatte in vergangener Nacht geträumt: in Folge eines Briefes, den sie Medoro gesendet, wäre der Herzog, einen Blumenstrauß in der Hand, bei ihr eingetreten. Gleich nach dem Erwachen wurde das unfehlbare Opus durchblättert, allein es fand sich keine eingehende Erklärung des angenehmen Traumgebildes; „Briefschreiben bedeutet: Neuigkeiten erfahren —" Darauf beschränkte sich die Smorfia.

Palmyra faßte einen kühnen Entschluß und drechselte in ihrem Kopfe ein Billetchen an Medoro zurecht; war doch Beatrice Meisterin solcher eleganten, kurzen Briefchen, an denen keine Silbe zu viel und zu wenig war.

Die junge Wittib hatte den Herzog seit langen Wochen, nämlich seit jenem Abend, wo sie ihn allein empfangen hatte, nicht wiedergesehen. Medoro hatte

zwar täglich nach der Alhambraburg hinausgesendet, war auch selbst verschiedene Male vorgefahren, um sich nach dem Befinden Norina's zu erkundigen, doch hatte er sich nie bei der Marchesa melden lassen; sie war jedes Mal in Verzweiflung gewesen. „Er mordet mich mit seiner zarten Rücksicht, er glaubt mich zu stören, während ich Tag aus Tag ein nach ihm ausschaue —" so lautete ihre Klage. Und dann rang sie die Hände aus Beschämung und Wuth über die wahnwitzige Neigung, welche ihr ganzes Dasein verwirrte. Einst hatte der Schrei ihrer Seele gelautet: „frei, frei sein!" Nun hatte sie Freiheit vollauf bei ihrem unermeßlichen Reichthum, ihrer blühenden Schönheit und Jugend, aber was half es? sie hatte ihn nicht. Oft sagte sie sich: „Es rächt sich an mir, daß ich Oliero in's Grab wünschte, mir das Wittwenleben so reizend ausmalte! Ja, ich büße, daß ich ihm in Gedanken stets treulos gewesen." Ohne von der Nemesis genügende Begriffe zu haben, empfand sie das Walten der furchtbaren Gottheit, welche sie mitten im Ueberfluß zum genußlosesten Dasein verdammte.

Nachdem Ossunna in der Frühlingsmondnacht den alten Doctor Zanetto gesendet, hatte sich Palmyra dennoch auf der Schwäche ertappt, schlaflos bis zur

Morgendämmerung in dem Gemache, welches Medoro unlängst verlassen, zu verweilen; noch war der feine, kaum vernehmliche Duft seiner Locken in der Atmosphäre nicht verweht; die weichen Kissen, mit deren Quasten seine Finger gespielt, zeigten noch den Eindruck seines Armes, welcher sich darauf gestützt hatte. Das Glas, aus welchem er getrunken, trug die Spur seiner Lippen, die Frucht auf seinem Teller zeigte den Biß seiner Zähne . . . Der Diener, welcher abzuräumen kam, wurde von seiner Herrin fortgewiesen; er schien Palmyra wie ein Tempelschänder welcher mit rohen Händen ein Heiligthum zerstört. Sie hätte gewünscht, Alles so stehen und liegen zu lassen, sie wollte nichts geordnet und geglättet haben; einen Zauberer hätte sie anflehen mögen, sie und alle übrigen, leblosen Gegenstände auf ewig an dieselbe Stelle zu bannen und draußen die Welt untergehen zu lassen . . . unabläßig an ihn zu denken, seine Nähe nachzuempfinden, es war fast süßer, als mit ihm zusammen zu sein . . .

Aber in dieser prosaischen Wirklichkeit ist solche Extase nicht von Dauer; das Kammermädchen wagte sich endlich zur Herrin, diese war überwacht, begann zu frieren und ließ sich stumm und niedergeschlagen zur Ruhe geleiten.

Im orientalischen Gemache fielen die Diener über den Sorbet und die Leckerbissen her; ein Mohr trank den Rest aus des Herzogs Becher; mit Bürsten, Besen, Wedeln, Staublappen wurde eine regelrechte Symmetrie in wenig Augenblicken hergestellt.

Seitdem hatte Palmyra den „Unerreichbaren," wie Beatrice Medoro nannte, selbst bei der Schwester nicht wieder gesehen. Die Baronin, welche Alles sehr philosophisch hinnahm, pflegte zu sagen: „Will man es mit meinem Bruder nicht verderben, muß man ihn seiner Wege gehen lassen. Sehe ich ihm an, daß meine Einladungen ihn belästigen, so kommt es mir nicht in den Sinn, auf den Schmetterling Jagd zu machen, denn das ist eine zu undankbare Aufgabe."

Oftmals war Palmyra d'rauf und d'ran gewesen, sich Beatrice zu entdecken; aber sie fühlte dunkel, die Baronin sei nicht die Person, dergleichen Bekenntnisse anders als lachend und neckend hinzunehmen. Was hilft sie mir!" sagte die Marchesa achselzuckend, „ich habe an ihr nichts als eine oberflächliche Bekannte" . . . und die Freundschaft zwischen beiden Frauen, begann viel von der ersten Wärme zu verlieren.

So standen die Sachen, als ein ziemlich inhaltloser Traum Palmyra zu einem Briefe an Medoro begeisterte.

Ja, rosenrothes Papier lag bereit; blaue Dinte war soeben aus der Stadt eingetroffen; feinster Goldsand gleichfalls und duftender, zinnoberrother Siegellack . . . Miß Ellen hatte die Gänsekiele trefflich zugespitzt . . . indessen aus allen diesen Zuthaten entstand immer noch kein Billet, des Empfängers würdig.

Palmyra besann sich mit Schrecken, daß sie ihr Lebtag niemals an eine andere Person, als an die eigene Mutter, geschrieben hatte. Wie beginnt man es nur, einen Mann schicklich anzureden? Nun ging es an ein Kopfzerbrechen; niemals hätte sie sich dem Briefpapier gegenüber eine solche Hölzernheit zugetraut . . . nach stundenlangem Besinnen schrieb sie: „Lieber Herzog“ . . . hier stockte sie, zerknickte die Feder, zerriß den Briefbogen und begann bitterlich zu weinen. Sie wußte ja nicht einmal, zu welchem Zwecke sie dem Geliebten schrieb.

Ach, und mit der Orthographie stand es vollends bedenklich; sie fürchtete sich, mit solchen Mängeln vor Medoro zu erscheinen.

Ordentlich erlöst fühlte sie sich daher als die Kammerfrau eintrat und daran erinnerte, daß bei der Prinzessin Floridia Visitenempfang sei.

„Richtig, fast hätte ich es vergessen.“

„Die Putzmacherin hat das Hütchen mit Bandgras geschickt, dazu die entsprechende Schärpe für das Kleid —“

„Und vier Schleifen, hoff ich.“

„Zu Befehl, Frau Marchesa; der Spitzeneinsatz des Kleides ist der reichste und geschmackvollste, der jemals eine Sommertoilette zur Geltung brachte.“

„Laß sehen,“ sagte Palmyra träge und begab sich in das Ankleidezimmer, wo das weiße, gestickte Kleid in aller Frische an einem vergoldeten Ständer hing; Alles lag bereit, Fächer, Handschuhe vom zartesten Lila, seidene Strümpfe und lila Atlasstiefel.

Eine Zeitlang hatte das häufige Anputzen der schönen Wittwe Zerstreuung gewährt . . . nun war auch dies vorüber. Jedwede Haartracht stand den regelmäßigen Zügen zum Verzweifeln gut; Niemand sagte ihr: „Die Frisur, welche Sie gestern trugen, ist für Sie die kleidsamste —“ nein, es wurde nichts an ihr bemerkt; sie litt an der Monotonie ihrer Schönheit, der nicht einmal verzehrende Liebespein

etwas anzuhaben vermochte; Palmyra wäre gerne mager geworden und hätte eingefallene Wangen gehabt.

Die hochbejahrte Prinzessin Floridia, einst Hofdame der Königin Karoline, war dergestalt an geselligen Trubel gewöhnt, daß sie, kaum in ihre Stadtwohnung zurückgekehrt, Visitentage anberaumte. Jeden Montag und Donnerstag versammelte man sich in ihrem etwas baufälligen Palaste „pour se raconter les crimes capitaux de ses amis,“ wie sie sich auszudrücken pflegte. Ihre Schwiegertochter, vorurtheilsfrei und daher sehr mit der alten Dame übereinstimmend, verlieh diesen Zusammenkünften einen gewissen pikanten Reiz, denn diese „junge Floridia“ besaß das feinste Spürnäschen, hörte Gras wachsen und witterte jedes Geheimniß, welches den Andern unbekannt geblieben. Nicht nur ihrer feinen Taille halber nannte man sie „die Wespe;“ mehr als Einer fürchtete ihren Stachel.

Der tragische Ausgang des Duells zwischen Ossunna und Adalbert verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch ganz Palermo.

Man urtheile, welch ein Tumult an jenem Tage in Palazzo Floridia stattfand! ja, das Hin- und Hersprechen, die lauten Ausrufe der Verwunderung, des

Schreckens, der Anklage; das immer neue Hinzuströmen von Herren und Damen, das allgemeine Außersichsein konnte nur einem Tumulte verglichen werden.

Ahnungslos betrat Palmyra die überfüllten Räume; bis zur Herrin des Hauses vorzudringen war geradezu unmöglich; es fehlte nicht viel, so wäre man mit den Köpfen aneinandergestoßen; jedenfalls wurden Schleppkleider zerrissen, ohne daß irgend Jemand um Verzeihung gebeten hätte.

Verwundert ließ Palmyra sich in das zweite Zimmer hineindrängen und schieben. „Was in aller Welt ist vorgefallen?" fragte sie endlich die Personen, welche ihr auf das Kleid traten.

„Wie, theure Marchesa, Sie wissen nicht?!"

„Woher sollte ich etwas wissen?"

„Aber, carissima Palmyra, um vier Uhr Nachmittags so naiv zu fragen, das ist stark!"

Palmyra glaubte sich im Tollhause; öffnete sie den Mund zum Fragen, so starrte man sie durchdringend an, zuckte die Achsel und nahm weiter keine Notiz von ihr.

Das Durcheinander der vielen Stimmen wurde immer unverständlicher; an keiner Börse der Welt konnte es lauter und lebhafter hergehen.

Jetzt trafen die Namen „Don Medoro“ und „Don Adalberto“ zu wiederholten Malen Palmyra's Ohr.

Die junge Wittwe erglühte; sie ließ den Fächer auf die Erde fallen; Niemand hob ihn auf; sie selbe vergaß, sich danach zu bücken.

„Um Gottes Willen, erklärt mir, was habt Ihr?“ rief sie endlich ganz fassungslos.

Die Schwiegertochter der Prinzessin begrüßte sie, indem sie ihr auf gut Italienisch beide Wangen küßte. Aber auch die Wespe entschlüpfte, ohne Palmyra Rede zu stehen. Die Marchesa jedoch blieb ihr auf den Fersen und es gelang ihr, der jungen Floridia in das Boudoir der Dame des Hauses zu folgen.

Hier war der eigentliche Mittelpunkt zwangloseſter Redseligkeit; von hier aus verbreiteten sich begründete oder unbegründete Gerüchte durch die parlermitanische Gesellschaft; unerbittliche Urtheile wurden gefällt, Dieser und Jener für nicht salonfähig erklärt, oder willkürliches Lob wurde gespendet; Verdammen oder Heiligsprechen war die Sache eines Augenblicks.

Die Floridia in einer sehr eleganten Haube, welcher man schon von Weitem den Hofgeschmack ansah, thronte auf einem Richterstuhle von carmoisin-

rothem Sammet; Palmyra postirte sich hinter diesen Sitz, um ungestört zuzuhören.

„Gestern Abend waren sie noch in der Villa Glencora beisammen,“ meldet eine Dame.

„Meine Friseurin versichert,“ nahm eine Andere das Wort, „der preußische Baron habe nach Mitternacht bei Tarinis getanzt.“

„Hoffentlich nicht mit der Friseurin!“

„Beinahe; die Schwägerin des Arztes rief alle Nachbarinnen ohne Rangunterschied herbei; sie ladet sich die Gäste von Zäunen und Hecken. Meine Haarkünstlerin behauptete zwar bescheidener Weise, nur zugesehen zu haben — aber man weiß schon, wie es bei den Leutchen zugeht.“

Die Wespe gesellte sich dem Kreise.

„Mir thut es unendlich leid um den angenehmen Fremden; Don Medoro wird sich durch das Kunststück, ihn durchbohrt zu haben, nicht beliebt machen,“ sagte sie beißend.

Jedermann wußte, daß ihr Herz einstmals stark für den Herzog geklopft hatte und bei der Erinnerung vergangener Zeiten immer noch in seltsame Erregung gerieth.

„Nachgerade ist's nicht Ossunna's Schuld.“

„Heute Abend wird der Baronello auf einem Paradebett ausgestellt."

„Ich möchte ihn wohl sehen, obschon er ein Ketzer ist."

„Wir wollen beten, daß seine arme Seele aus dem Fegefeuer gerettet wird!"

„Hochromantisch ist die ganze Geschichte jedenfalls!"

„Der letzte Seufzer des Baronello," erzählte das schlanke Wespchen mit feuchten Augen, „lautete Margarita . . . er verdiente den Tod dafür," setzte sie mit bedeutungsvollem Blicke hinzu und warf den Kopf zurück.

„Ich sagt' es immer," lächelte ein fetter Finanzpräsident, „Don Medoro verschlingt die Kleine mit den Augen."

„Und sie," fuhr die Wespe fort, „ist förmlich magnetisirt von ihm."

„Sehr unrecht vom Herzog, ein junges Mädchen bethören zu wollen," meinte eine ältere Dame.

„Nicht nur unrecht, sondern strafbar, verwerflich," rief ein ganzer Damenchor.

„Laßt mir unsern Medoro in Frieden," gebot jetzt die Prinzessin Floridia, welche am Hofe des

Königs Nasone*) keineswegs die strengsten Grundsätze erlernt hatte, „was mischt Ihr für Unsinn und Albernheiten in diese Affaire! Seid Ihr nicht schlau genug, um zu merken, daß die kleine Sanfte mit den blauen Augen Euch überlistet? Künstlertöchter haben eine gewisse Ehescheu . . . Margarita will zeigen, daß es ihr nicht daran gelegen ist, unter die Haube zu kommen wie allen unsern Jungfräulein, welche den Freiern auf halbem Wege entgegenstürzen. Und Medoro! bah, als ob er die Zeit mit nutzlosem Girren für ein so bewachtes Mädchen verlieren würde!! Er will sich nicht in die Karten gucken lassen, voilà tout.“

Die Prinzessin nahm von jeher, wo es galt, Partei für Don Cosimo; sie hatte früher eine herrliche Gesangstimme besessen, und Lauri ihr seine populärsten Lieder und ein Singspiel gewidmet; auch seine Feder war oft in Thätigkeit gewesen, den Ruhm der Dilettantin zu feiern; die Feuilletons der Musikzeitungen, L. L. unterzeichnet, wurden sorgfältig von der alten Dame aufbewahrt und gelegentlich, besonders Begünstigten vorgelesen. Außerdem — und das entschied wohl am Meisten zu seinen Gunsten — hatte Lauri mit ebenso großer Discretion als Groß-

*) Nasone war der Spitzname König Ferdinands des Ersten von Neapel, welcher eine auffallend große Nase besaß.

muth der hochgeborenen Freundin aus Geldverlegenheiten geholfen.

Ihre Behauptungen schienen indessen bei den Besuchern nicht viel Anklang zu finden; die Wespe widersprach sogar entschieden. „Mama," gab sie zurück, „Ihre Gründe sind nicht stichhaltig."

„Aber vergeßt Ihr, daß man sich bei uns zu Lande um die geringste Kleinigkeit über den Haufen sticht?"

Palmyra stand wie eingewurzelt; ihre Lippen waren fahl, ihre Züge entstellt; sie rang nach Luft, sie fühlte den Boden unter sich wanken; an der Lehne des Sammetstuhles hielt sie sich mühsam aufrecht . . . es athmete also ein Wesen in ihrer Nähe, um dessenwillen sie verschmäht worden! „Und ich Närrin hielt das kleine, dumme Ding für unschädlich!!" warf sie sich selber vor. Nun fiel es wie Schuppen von ihren Augen . . . begierig lauschte sie weiter auf Alles, was erzählt wurde, um den allgemeinen Verdacht in volle Gewißheit zu verwandeln. Der Trost: Medoro könne Margarita niemals zur Herzogin de Ossunna machen, verlieh ihrer eifersüchtigen Qual wenig Linderung. Sie war die Letzte, welche die Empfangszimmer der Prinzessin verließ.

In den weichen Kissen ihres Wagens lag sie wie auf Dornen und Nesseln . . . Feuerfunken tanzten vor ihren Augen . . . fieberhafte Visionen gaukelten durch ihr brennendes Hirn . . . sie dachte an Johanna von Neapel, an Christine von Schweden — Dank ihrer artistischen Laufbahn hatte sie oberflächliche Geschichtskenntniß — eine Königin sein und den Günstling foltern, tödten lassen, danach lechzte sie, und ihre weißen Zähne knirschten und krampfhaft ballte sie die kleinen, zarten Hände zusammen. „Sein Blut sehen!“ stöhnte die Sicilianerin, maßlos im Hasse wie in liebender Hingebung. Hätte sie Shakespeare's Dramen gekannt, würde sie mit Othello gerufen haben: „so blas' ich meine Lieb' in alle Winde!“ War ihre stets hoffnungslose, aber in tausend Demüthigungen erstarkte Leidenschaft bis zur Raserei gesteigert gewesen, so von nun an ihre Wuth, ihr Zorn. Es ist etwas Wunderbares um solch plötzliches Absterben langgehegter Zärtlichkeit, — wunderbar oder vielmehr furchtbar solch ein Liebestod! Wäre der Mensch, welcher solche Wandlungen an seiner Seele erlebt, nicht im Taumel eines gewaltsamen Umschwungs begriffen, er müßte vor sich selber

schaudern, sich selber zum dunkelsten Räthsel, zur Larve werden.

Ein unklares, verworrenes Gefühl trieb die Marchesa, ihre Rivalin sofort aufzusuchen . . . sie wollte die blauäugige Feindin sehen . . . und dann? ja, das wußte sie nicht.

„Villa Glencora!“ befahl sie dem Kutscher. Dieser wendete um und fuhr der angegebenen Richtung zu.

Der Gedanke an Teresa war Palmyra unbehaglich. „Diese dumme, alte Mamsell Weisheit! wie oft hat sie mich gelangweilt!“ Die Marchesa gestand sich nicht, daß das ruhige, gleichmäßige Wesen der Erzieherin ihr imponirte und ihr dadurch unbequem war. „Solche Künstler dürfen sich Alles erlauben: den Lauris verargt es Niemand, daß von jeher eine Gouvernante bei ihnen die „Dame des Hauses“ spielte! Wir ließen es uns gefallen, sammt und sonders. Bah! dieses Privilegium soll am längsten gedauert haben . . . ich werde ein wenig gegen die alte Jungfer kabalisiren, gegen die Fremde in unserm Kreise. Thut sie nicht, als wäre sie eine hochgeborne Aristokratin? als wäre . . .“

Plötzlich biß die Marchesa sich auf die Lippe;

eingedenk ihrer eigenen dunkeln Abkunft verzichtete sie im Voraus, ihren gehässigen Plan auszuführen.

„So oder so,“ tröstete sie sich, „ich werde ihr schon empfindlich beizukommen wissen. In der Liebe habe ich mich schwach erwiesen —“ nun dämmerte es in ihr auf, daß es ihr an Stolz gemangelt hatte — „wollen doch sehen, ob ich es im Haß nicht weiterbringe?“

„Frau Marchesa,“ rief der Kutscher vom Bock herab, „es zieht ein Gewitter heran . . . besser wäre es, umzukehren. Die Pferde —“

„Fahr' zu!“

Nicht lange, so prasselten große Tropfen gegen die Wagenfenster. Blitze zuckten, der Donner krachte. Palmyra, von Natur sehr furchtsam, schrie laut auf. „Umkehren! Umkehren! Suche eine Zuflucht, Kutscher!“

„Hab's ja vorausgesagt,“ brummte der Lenker der vier Isabellen.

„Ave Maria gratia plena,“ fing Palmyra zu beten an und schlug ein Kreuz nach dem andern. „O Gebenedeite, verschone mich! Herr, tödte mich Sünderin nicht, bevor ich die letzte Oelung empfing! Ach, diese Blitze, wie höllisches Feuer!“

Sie begann zu weinen.

„O Jesus Christus, Du bist der Sanfteste, Ver-

söhnlichste von Allen! rette mich aus Sturm und Ungewitter! Ich gelobe, die abscheuliche, langweilige Teresa in Ruhe zu lassen, wofern Du mich gnädig unter Dach und Fach geleitest! . . . ach, der Wagen legt sich ganz auf eine Seite . . ."

Soeben erreichte der Kutscher die ersten Häuser des Borgo. Aber jede Thüre war geschlossen. Endlich zeigte sich seinem Blick eine Einfahrt . . .

Palmyra hatte sich im Wagen auf die Kniee geworfen; nun jauchzte sie ein Dankgebet zu allen Heiligen auf.

Der Kutscher fluchte, die beiden Bedienten lästerten in landesüblichen Ausdrücken und — sie waren glücklich im Trocknen.

Aus dem Wolkenbruch entstand ein Hagelschlag.

„Wie werden wir nach Hause kommen?" fragte die Marchesa, das Wagenfenster herunterlassend, „seht nur, das Wasser drang überall ein; meine Füße sind durchnäßt . . . mich friert . . ."

„Beliebt es Ew. Gnaden, bei armen Leuten vorlieb zu nehmen und sich die Füßchen zu wärmen?" fragte unterwürfigen Tones eine alte, sehr ärmlich gekleidete Frau, welche aus einer Thür auf den zugigen Hausflur hinaustrat. Ein wunderhübsches Mädchen von dunkler, zigeunerhafter Gesichtsfarbe blickte ihr über die Schulter.

„Hast Du Feuer auf dem Heerde, Mütterchen?“ rief dankbar die Marchesa, — „Wohlan, hier nimm für Deinen guten Willen und führe mich in's Trockne. Unterdessen verschnaufen die Pferde.“

Die beiden Frauen geleiteten Palmyra in einen Raum, welcher zerbrochene Möbel und geborstene Wände, aber einen Spiegel aufwies. Vor Letzterem stand Palmyra still, so blau das Glas, und bog ihr Sommerhütchen zurecht, während die Alte und die Junge ein Loblied über die elegante, fremde Erscheinung anstimmten.

„Schade nur um die feinen Stiefelchen,“ meinte das Mädchen.

„Könntest Du sie mir ausziehen?“

„Werd' es versuchen!“ Aber des Mädchens Kräfte reichten nicht aus.

„Vielleicht gelingt es mir,“ meinte die Alte und knieete vor der Marchesa nieder.

„Ist der kleine Schwarzkopf Deine Tochter, Mütterchen?“

„Sie sollte es werden . . . aber, mein verlorner Sohn, ihr Bräutigam, ist auf und davon.“

„Seit lange?“

„Seit Frühlingsanfang.“

„Trieb er ein Gewerbe?“

„Er war Barbier. Dies ist sein Laden.“

„Ihr armen Seelen!“

Die Mutter weinte. Das Mädchen blickte mit tragischem Schmerze zum Himmel. „Getrost, Mamma mia,“ sagte sie nach einer Pause, „Tano wird heimkehren.“

„Vernahmst Du nicht, daß er unter die Räuber ging?“

„Um so eher wird er wiederkehren, — sobald sein Muth sich gekühlt.“

„Thörichtes Ding! vielleicht sehen wir ihn eines Tages an Händen und Füßen gefesselt . . . so, nun ist das Stiefelchen herunter; sieh' nur, den goldnen hohen Absatz!“

Die Verlassene lächelte unter Thränen; sie blieb vor Palmyra knieen und bewunderte das Kleid und die gestickten Borten der Unterkleider.

„Und die Bänder, Mutter, seht doch nur!“

Palmyra nahm die Schärpe ab und schenkte sie dem Mädchen. „Nimm auch die Schleifen . . . und nun trockne mir die Strümpfe . . . unterdessen wickle ich die Füße in meinen Shawl. Was ist denn das für ein Bild an der Schrankthür?“

„Weiß Gott, wo der Tano das Bild gefunden

hat," erzählte die Alte, „viele der Nachbaren meinten, es sei wohl fünf Franken werth oder mehr; ich glaube, die Signora, welche darauf abgebildet ist, war eine Hofdame der Königin; diese aber hat sie verstoßen, weil sie den bösen Blick hatte. Schaden soll sie viel angestiftet haben."

„Wer schlug ihr den Nagel in den Busen?" fragte Palmyra.

„Weiß nicht, ob mein Sohn oder sonst einer seiner Kameraden. Oftmals wollte ich den häßlichen Nagel herausziehen. Aber da half keine Kneifzange; der Nagel hat sich vermuthlich krumm gebogen."

„Frau Marchesa," rief einer der Diener mit gezogenem Hute, „die Sonne dringt hervor."

„Eilen wir!" gab Palmyra zur Antwort.

Die schwarzbraune Carmela holte das getrocknete Fußwerk herbei.

Noch einmal betrachtete Palmyra den Kupferstich, welcher im Anfang unserer Erzählung Lauri's Aufmerksamkeit gleichfalls erregt hatte. „Ich möchte wissen, wer dieses stolze Weib gewesen," sagte sie vor sich hin.

Mit freundlichen Worten nahm sie von Carmela und Tano's Mutter Abschied.

Achtes Capitel.

Die Equipage konnte so schnell nicht vorwärts; überall standen große Wasserlachen; der Kutscher nahm den Umweg durch die Stadt; draußen, am sogenannten Castellamare, war eine förmliche Ueberschwemmung die Folge des starken Gewitters. So ging es die Macquedastraße entlang; die Sonne neigt sich; einige Minuten Dämmerung; dann begann es finster zu werden.

Palmyra hatte Zeit und Weile, die Speisestunde, Norina, ihr Haus sammt und sonders vergessen: in ihrem Kopfe schwirrte es vom Duell, von ihrer beglückten Rivalin, von der Barbierstube im Borgo und dem Frauenportrait mit dem Nagel im Herzen. Unwillkürlich fuhr ihre Hand nach dem linken Busen, sie selber glaubte einen spitzigen Nagel in der Brust zu fühlen. Die guten Vorsätze, welche

sie während des Ungewitters gefaßt hatte, verflogen in alle Weite.

Eben bog der Kutscher in die Sanct Antoniusstraße ein; Schritt für Schritt gingen die Isabellen. Gab es hier einen Volksauflauf? — Jetzt am botanischen Garten vorüber, — was bedeuten die vielen Lichter am Eingange jenes Hauses? Gütiger Gott, hier wohnt ja Doctor Tarini, und in seiner Wohnung ist Adalberts Leiche auf einem Paradebett ausgestellt . . .

Palmyra zog an einer grünseidenen Schnur. Der Wagen hielt. Die Marchesa stieg aus, nachdem sie den Hut mit grünem Ausputz abgenommen und das schwarze, weitwallende Spitzentuch als Schleier übergeworfen hatte. Wer sollte sie im Gedränge als unpassend gekleidet bemerken?

Der Neugierigen waren Unzählige; eben so viel der Theilnehmenden; vorwiegend war das weibliche Geschlecht. In Trauerkleidern, schwarze Tücher um die bleichen Gesichter, gingen und kamen Frauen und Mädchen; eine Jede brachte Blumen oder Immortellenkränze. Lauri hatte das große Zimmer des ersten Stocks, wo der Freiherr gewohnt, mit den Palmen seines Gewächshauses besetzen lassen; außer-

dem Teppiche und kostbare Decken gesendet. Berner und der Arzt hatten Alles auf das Würdigste hergerichtet.

Zu Häupten und zu Füßen der Leiche brannten gelbe Wachskerzen in hohen Candelabern; hinter dem rothen Sammetkissen, auf welchem der bekränzte Jünglingskopf mit geschlossenen Augen ruhte, erhob sich ein großes Crucifix aus Marmor; eine weiße Atlasdecke mit purpurnem Saum bedeckte die leblose Gestalt. Sollte man das bleiche Bildniß für Schlaf oder Tod halten? wer hätte es zu sagen vermocht?

Der amerikanische Geistliche, welcher die irdische Hülle des Freiherrn eingesegnet hatte, betete in einiger Entfernung.

Drüben im botanischen Garten spielte die Militärmusik einen Choral.

Diese Todtenfeier hatte etwas Tiefergreifendes. Kein Wort, keine Klage wurde laut. Desto heißere Thränen flossen.

Im Erdgeschoß irrte der arme Schweizerhauptmann trostlos aus einem Zimmer in das andere. „Mußte mich das noch treffen, nach dem Christian!" stöhnte er, „das verwinde ich nie und nimmer." Aengstlich und scheu drückten sich die Nichtchen und

Neffen des Arztes in die Winkel; anstatt solche Kinder von dergleichen aufregenden Eindrücken fern zu halten, läßt man sie im Süden an traurigen, wie fröhlichen Feierlichkeiten, ohne Rücksicht auf ihre zarten Nerven, Theil nehmen. Keine Mutter bringt ihre Kleinen frühzeitig zu Bett; sie leben in den Tag und in die Nacht hinein.

Die Baronin Beatrice, welche vor Kurzem erst den Zusammenhang der Dinge vernommen, hatte die Kühnheit, das Haus des Arztes zu betreten und das Paradebett in Augenschein zu nehmen . . . „sonst kann ich nicht daran glauben," entgegnete sie Allen, welche ihr riethen, den traurigen Anblick zu vermeiden. Sie knieete neben dem Entseelten nieder und betete still; trotzdem sie doppelt verschleiert, erkannte Palmyra augenblicklich des Herzogs Schwester.

„Das hat Medoro gethan!" flüsterte die Marchesa vorwurfsvoll der Baronin zu.

„Sonst läge Medoro starr und kalt, wie Jener," antwortete Beatrice mit großer Entschiedenheit, ohne alle Rührung und erhob sich.

„Es wird behauptet —," fuhr Palmyra fort, „Don Medoro habe Fräulein Lauri's Anbeter nicht ungern getödtet."

„Oh, welch ein Liebesdienst, mich davon zu unterrichten, Donna Palmyra, bravo! . . . noch dazu in einem Raume, wo doch vor der Majestät des Todes eine Klatschzunge verstummen sollte!“ Stolz ging die Baronin an ihrer einstigen Freundin vorüber.

„Beatrice, höre doch, ich meine es nicht so böse ...“

„Brenne Dich nicht weiß! früher meintest Du es zu gut,“ lächelte Medoro's Schwester verächtlich und stieß Palmyra's Hand zurück.

Die Marchesa begann zu weinen; die Anspannung ihrer Nerven ließ nach, und sie vermochte kaum, sich länger aufrecht zu halten. Berner, welcher am Eingange des Saales stand, eilte, ihr den Arm zu bieten; sie legte die Stirn auf seine Schulter und überschwemmte ihn wörtlich mit Thränen.

„Sind doch gutherzige Dinger, die Sicilianerinnen,“ dachte der deutsche Künstler bei sich, „aufrichtiger könnte Adalbert in der eigenen Heimath nicht betrauert werden!“

Und so werden Thränen des Zorns von schönen Herzen oft für Thränen der Liebe und Wehmuth gehalten! Der Verklärte dort zwischen den geweihten Kerzen war Palmyra vollkommen gleichgültig; sie weinte über Beatrice's verachtendes, schneidendes

Wesen, und daß künftig eine Scheidemauer sie von den Ossunna's trennte. Sie fühlte eine unausfüllbare Lücke in ihrem ohnehin so leeren Dasein.

Die Neugier allein verlieh ihr ein wenig Fassung; sie benutzte die Gelegenheit und fragte Berner mit einem Mater Dolorosa-Blick:

„Wie trägt unsere Margarita dies Alles."

„Ich sah sie nicht; doch erfuhr ich, daß sie den Vater gebeten, sie einige Tage bei den Benedictinerinnen im Kloster zu lassen."

„Im Kloster?!" Schlecht verhehlte Palmyra ihre Freude; schon begannen die alten Illusionen wieder auf sie einzustürmen. „Wer weiß?" dachte sie, „möglicher Weise *bleibt* Margarita bei den heiligen Schwestern und ich habe nicht länger nöthig, die blauäugige Musikerstochter zu fürchten."

Etwas getröstet suchte sie ihre Equipage auf. —

Während Lauri am Morgen des verhängnißvollen Tages durch den deutschen Freund die erschütternde Nachricht vernahm, hatte sich Beatrice unbefangen in der Villa Glencora eingefunden. „Teresa, ich entführe Ihnen das Kind . . . grüßen Sie Don Cosimo! heute muß er mir sein Töchterchen überlassen."

Und die lebhafte Baronin war mit ihrer kleinen Freundin nach der Favorita, einem reizenden Lustschlosse des Königs, hinausgefahren. Ahnungslos kehrten Beide gegen zwei Uhr Nachmittags in die Stadtwohnung der Baronin zurück.

„Hoffentlich leistet Medoro uns Gesellschaft beim Frühstück," verhieß Beatrice.

Aber der Herzog blieb aus.

„So will ich zu ihm schicken," beschloß die Schwester, welcher alles Warten zuwider war.

Sogleich flog ein Diener nach Palazzo Ossunna hinüber; doch kehrte er bald mit verstörten Gesichtszügen heim. „Was winkst Du mir so geheimnißvoll?" erschrak Beatrice; sie trat in das Vorzimmer, wo der Diener, ängstlich flüsternd, Bescheid auf ihre hastigen Fragen gab.

Der armen Margarita ward himmelangst. Ueber eine Viertelstunde blieb sie allein.

Pötzlich stand Medoro vor ihr. Er war außergewöhnlich blaß. „Margarita, Du hier!"

Mit Inbrunst zog er ihre Hand an die Lippen. Dann blitzte sein Auge wild auf und schnell und leidenschaftlich sprach er: „Ich tödtete ihn, denn er wagte, Dich für sich zu begehren! und so wird Jeder

fallen von meinen Händen, Jeder, sobald er die Augen zu Dir erhebt . . . mögen Andere duldsamer, kühler lieben, — ich nicht! ich gewiß nicht!"

Margarita verbarg das Gesicht in beiden Händen, nicht vor Schauder über die That, welche sie sofort errieth, — nein, sie ertappte sich vielmehr darauf: jene That mehr zu bewundern, als zu verwerfen und zu verabscheuen. Wohin war es mit ihr gekommen? was Medoro selber für willkürliche Tödtung erklärte, das — o der Schande! schmeichelte ihr, gewann in ihren Augen den Anschein von Energie, Heroismus, von nichtsschonender Leidenschaft.

Beatrice fand sie, nachdem der Herzog wiederum enteilt, vor einem Betstuhle auf den Knieen liegend, die Stirne tief gesenkt.

„Verbirg' Dich vor seiner Schwester nicht," rief Beatrice überwallenden Herzens unter Küssen und Thränen, „er hat mir Alles bekannt, — bei mir ist's wohl aufgehoben —"

Margarita starrte zur Erde; sie dachte bei sich: „Keine Liebkosung verdien' ich mehr, — das Unrecht erfüllt mich mit keinem Zorn!" Und laut rief sie: „Ich bin eine Sünderin! im Kloster will ich büßen . . ."

Beatrice überkam es wie eine Eingebung. „Ja, Margarita, kehre ein bei unserer Ottavia! wenige Tage, — ich meine: so lange Du willst. Nur vergiß Deinen alten Vater nicht! Kindespflichten sind die heiligsten dieser Welt . . . Ottavia sehnt sich nach Dir . . . beruhige Dein bestürmtes Herz in ihrer wohlthuenden Nähe . . . auch sie, die stille, bleiche Himmelsbraut durchirrte einst die verworrensten Schmerzenslabyrinthe . . . sie versteht Alles, weil sie Alles erlitten . . .“

„O Beatrice!“ Margarita drückte den Kopf an die wogende Brust ihrer Freundin, „entziehe mich dem Zauber, der mich zu Medoro zwingt, der mich seinem Willen ganz unterthan macht . . . trenne uns!“

„Auf einige Zeit ganz gewiß,“ — Beatrice's beringte Finger glätteten Margarita's Locken . . . „Medoro muß sich von Palermo entfernen . . . seufze nicht so herzbrechend: die aufgebrachten Gemüther werden sich bald genug besänftigen, — ich habe Erfahrung, Liebchen! Der Todten vergißt man so schnell, besonders hier zu Land. Unterdessen werden wir hören, was Padre Vincenzo am päpstlichen Hofe ausrichtet. O Kind, nie habe ich lebhafter empfunden, wie sehr ich meinen Bruder liebe! Mit

Gewalt möcht' ich Dich, Perle, für ihn erobern, Medoro soll glücklich werden! Schicksal gewähre es meinem Schwesterherzen! Bin ich doch selber wie verwandelt, wie gehoben — bisher eine weltliche, vergnügungssücht'ge Frau, von heut ab eine Trösterin, wenn es sein kann eine Retterin verschmachtender Seelen! ich gelobe es! Wir Frauen von spanischer Abkunft haben ja einen Tropfen Löwenblut in den Adern . . . während ich im Norden lebte, vergaß ich es lange Zeit — noch aber bin ich Südländerin vom Scheitel zur Sohle!" —

Die nächsten Tage fanden Lauri's Tochter im Kloster der Benedictinerinnen.

Neuntes Capitel.

„Und warum bist Du hier, Ottavia?“ fragte das Weltkind am vierten Abende die Nonne, deren Augen Medoro's magnetischen Blick hatten, jenen Blick, welchen die Wenigsten freiwillig vergessen konnten.

„Warum?“ wiederholte die Himmelsbraut, und lange schaute sie mit gefalteten Händen vor sich nieder . . .

Margarita glaubte, eine Unzartheit begangen zu haben und bereute ihre Frage.

Unterdessen begann Ottavia:

„Ich will für Dich thun, was ich sonst für kein sterbliches Wesen zu thun im Stande wäre . . . Vernimm, weshalb ich der Welt entsagte! — Wenig ist an meiner Geschichte gelegen, doch steht Medoro's Schwester Deiner Seele nahe. Nur laß mich jedes

„ich" vermeiden! Als hätt' ich im Buche eine Geschichte gelesen, so will ich den Hergang erzählen:

„Am letzten Carnevalstage stand ein junges Mädchen auf dem Balkon des väterlichen Palastes und sah dem bunten Maskentreiben der Hauptstraße zu; gedanken- und sorgenlos schaute sie d'rein, die Siebzehnjährige bis dann und wann ein Bouquet zu ihr hinaufflog — die duftige Gabe aufzufangen, kam ihr nicht in den Sinn, denn sie war hochmüthig, so fröhlich sie lachen konnte, so leidenschaftlich sie tanzte. Drang der Blumenregen allzu stark auf sie ein, so schwenkte sie ein versilbertes Füllhorn und schüttete daraus Zuckererbsen auf die Cavaliere, welche sich zu lange unter dem Balkon aufhielten . . . gleichgültig waren sie ihr Alle dort auf den feurigen Rossen oder bebänderten Maulthieren; dennoch trug sie eitle Weltlust im Herzen und war sich ihres Kleides von weißem Atlas mit Schwan verbrämt gehörig bewußt . . . ach! solch verzogenes Kind war das Mädchen! Am vergangenen Abend hatte sie Paganini im Concerte seine Wundergeige streichen hören und da hatte sie zum ersten Male empfunden, daß eine Seele ihr inne wohne, daß geheimnißvolle Tiefen ihres Herzens sich aufgethan . . . er hatte ganz Palermo eine

höhere Stimmung verliehen, der Hexenmeister mit seiner G-Seite ... Paësiello's „Mich fliehen alle Freuden“ durchzitterte noch electrisch alle Diejenigen, welche das Theater zu fassen vermocht hatte ... er selbst, der hagere, düstere Mann mit dem Rabenhaar, entzog sich allen Huldigungen, welche die allgemeine Trunkenheit ihm verschwenderisch darbrachte. Bei dem Gedanken, daß er Sicilien wieder verlassen würde, war es Allen als müßten sie mit ihm zu Schiffe steigen, über's Meer bis an der Welt Ende ihm nachzufolgen ...

Da brauste vom Schloßplatze her ein Lärm wie Wogenschwall des empörten Meeres ... die Pikeure unseres Prinzen Leopoldo sprengten auf ihren Rappen den Kassaro entlang, um der Equipage des Gebieters Platz zu schaffen; indessen es entstand eine Stockung im Corso-Fahren ... donnernder Beifallsruf erschütterte die Luft: „Es lebe unser Leopold! hoch unser Graf von Syracus! es lebe Nicolo Paganini, der Göttliche!“

Nämlich in einem Wagen saßen Beide zusammen: der Prinz und der Maestro, der Dämon, der Halbgott! Leopoldo hatte ihn gezwungen, den Corso des fetten Dienstags zu verherrlichen ... war das ein

Triumphzug! für den Einen, wie den Andern! Hunderte von Masken umschwirrten die Equipage; auf die blumenumwundenen Räder, auf den Wagentritt kletterten die Entzückten, halb Wahnsinnigen, dem Dio della Musica den Rockzipfel zu küssen. Das Orchester drüben auf der Ballustrade spielte „Mich fliehen alle Freuden“ — während wir Alle in einem Freudentaumel begriffen waren.

Schüchtern, wie im Traume, grüßte der blasse Mann nach allen Seiten hin . . .

Da blickte der muntere wohlbeleibte Prinz zu dem Mädchen im weißen Atlaskleide hinauf. „Sieh' da, kleine Ottavia!“ rief er und zielte nach dem Balkon vermittelst Confetti und Blumen . . . doch warf er nicht behend und nicht hoch genug; sein berühmter Freund war ganz bedeckt von Sträußen mit langflatterndem Silberzindel; auf einen Wink des hohen Mäcens warf Paganini der Ottavia einen großmächtigen Veilchenstrauß zu, aber er war nicht glücklicher als der beste aller Bourbonen: die Veilchen flogen einer Statue über dem Portale auf die Schultern . . . und wie gern hätte das junge Dämchen diese Trophäe gehabt! . . . statt dessen rollte der Wagen weiter und sie hatte das Nachsehen . . .

weiter wälzte sich der tosende Menschenknäuel dem Platze der Marina zu. Niemand verlor weiter seine Zeit, Ottavia zu betrachten; selbst ihre erklärtesten Anbeter folgten dem Spielmann, dem Beherrscher der Tongeister wie blind und toll.

Niemand beachtete sie länger, nur Einer, Einer, der schon seit Stunden dem Palaste gegenüberstand, unbemerkt vom Evastöchterlein . . . nun trat er hervor, schwang sich auf den Sockel des steinernen Herzogs de Ossunna, unseres Vorfahren, klomm wie eine Gemse an den Schnörkeln des Portals hinan, riß mit Lebensgefahr den Veilchenstrauß an sich und reichte ihn mir stumm, aber ach! beredten Blickes durch das Gitter des Altans hinauf . . ."

Die Nonne, hingerissen von der Macht der Erinnerung, hatte in der ersten Person zu sprechen begonnen; schnell änderte sie indessen ihren Ton, ihre Vortragsweise und fuhr fort, ruhig, wie von den Erlebnissen anderer Personen, zu erzählen.

„Ottavia erblaßte . . . ebenso vor der Stellung des waghalsigen Jünglings — er schwebte im vollen Sinne des Wortes zwischen Tod und Leben — als vor seiner entzückenden Schönheit . . . der Perseus

von Canova ist nicht vollendeter als er es war . . . dem Carneval zu Liebe trug er die Kleidung eines Künstlers aus dem Mittelalter: dunkellila Sammet und Guipirspitzen. Seine tiefbraunen Locken fielen in kunstlosen Ringeln bis auf die Schultern; dem vollen Scheitel war ein kleines Sammetbarett aufgedrückt . . . ein Schauer von Seligkeit durchrieselte das Mädchen . . . ihre Lippen mochten wohl gezuckt, wohl gelächelt haben, denn auch er lächelte und mit einem Ausdruck der Hingebung, als wollte er sagen: „blick' mich an und dann laß' mich hinabstürzen und zerschellen . . .“

Mechanisch nahm sie den Strauß, barg ihr Gesicht darin, um die Gluth, welche nun auf ihren Wangen entglomm, in den Veilchen zu verbergen . . . als sie wieder um sich blickte, war er verschwunden . . . wohin, ach, wohin?

Sie verließ den Balkon, trat in das Zimmer zurück, wo Eltern, Geschwister und Freunde behaglich zusammen plauderten, ab und zu an die Fenster tretend, bekannten Gesichtern zuzunicken , . . aber Ottavia sah Niemand — es war ein Thränenflor, welcher ihre Augen verschleierte, und indem sie den Strauß convulsivisch an die Lippen führte, begann

sie laut zu schluchzen . . . „Paganini! Paganini!“ war Alles, was sie hervorzubringen vermochte.

„Er stiftet viel Unheil der schwarze Mann.“ sagte der Herzog de Ossunna, Ottavia's Vater, „vor hundert Jahren wäre er verbrannt worden; die „Hexenvariationen“ und „Teufelstriller“ seiner Cremona-Fiedel sind wahr und wahrhaftig Eingebungen Beelzebubs —“

„O, er kann auch beten auf seinen schluchzenden Saiten,“ gab eine der anwesenden Damen zurück.

„Mich hat man ohnmächtig aus seinem Concerte hinausgetragen,“ versicherte die Prinzessin Floridia, und an Ottavia gewendet, setzte sie hinzu: „Laß' Deinen Thränchen freien Lauf, Duchessina“ (kleine Herzogin).

Am ersten Sonntag der Fastenzeit predigte in der Sanct Josephs-Kirche ein neapolitanischer Barfüßer-Mönch; seine Beredtsamkeit war im Voraus durch Tagesblätter und Sonette gefeiert. Ottavia fuhr mit ihrer Gouvernante zur Kirche, wo das Gedränge fast lebensgefährlich; den Damen war es beinahe unmöglich, die Betstühle zu erreichen. Ottavia trug seit dem Martedi grasso stets Veilchen an sich.

„Welch ein Frühlingsduft!“ sagte man, wo sie

vorüberging. Endlich kniete sie an ihrem Platze; stille Messe ward gefeiert, alsdann bestieg der Mönch die Kanzel: er predigte Versöhnlichkeit, Frieden, Verzeihung. Ein heller Sonnenstrahl fiel schräg durch das Gotteshaus, verklärte das extatische Gesicht des Barfüßers und leuchtete auf den bunten Malereien und den Vergoldungen, womit San Guiseppe's Tempel überladen ist.

Eine der rothen Porphyrsäulen flammte plötzlich im hellen Scheine, und durch den Sonnenstaub, wie durch einen feinen Nebel, erblickte Ottavia den Jüngling, an den sie unablässig gedacht, seit er ihr Paganini's Strauß gereicht hatte; seine Hände hielt er auf der Brust gefaltet, aber wohl sah man, daß er weder zur Madonna betete noch der Predigt zuhörte, — einzig und allein schaute er auf Ottavia; Beide waren, als hätten sie sich verabredet, in schwarzen Sammet gekleidet; auch er trug einige frische Veilchen im Knopfloch; so einfach und so anspruchslos er sich trug, erkannte man doch am Schnitt seiner Kleider und dem bloßen Halse den Künstler; er war noch schöner als im Carnevalscostüm. Aber leidend sah er aus, unbeschreiblich leidend, alabasterbleich. Ottavia hätte die Arme nach ihm breiten mögen und

rufen: „Sage mir Deinen Namen, daß ich ihn heimlich und selig in meinem Herzen aufbewahre!“ Aus Sicilien war er nicht gebürtig, errieth sie; nord-italienischen Ursprungs schien ihr jenes verkörperte Jünglingsideal.

„Amen!“ klang es endlich von der Kanzel; die Gläubigen bekreuzigten sich und verließen ihre Plätze, dem Ausgange zustrebend. Am Weihbecken traf Ottavia wiederum den Unbekannten, dessen holder Zauber ihre Phantasie beherrschte; mit der Anmuth eines jungen Gottes neigte er sich zu ihr und reichte ihr das Weihwasser; Beide zitterten vom Scheitel bis zur Sohle . . . lautete doch ihr gegenseitiges Verdammungsurtheil: ohne einander leben!

Indem sich ihre Finger berührten, entfuhr seinen Lippen ein erstickter Schrei; rücklings wankte er an den Pfeiler, schloß die Augen — wie zum Sterben, und sie wurden auseinandergedrängt.

In den darauffolgenden Nächten sang eine himmelsüße Stimme unter den Fenstern des Palastes Ossunna: „Mich fliehen alle Freuden“ . . . einzelne Guitarrenaccorde klangen dazwischen. Eins der Fenster öffnete sich . . . ein Strauß, durchduftet von heißen Küssen, flog auf die Straße hinab.

Nun fügte es sich, daß der Graf von Syracus die Bildergalerie des Herzogs in Augenschein nahm; der junge Prinz lebte schon damals ganz und gar den schönen Künsten und modellirte seine ersten Statuen; selbst in Palermo, wo er zur Erholung verweilte, ließ er den Meißel nicht ruhen; warf jeden Morgen die linnene Blouse über und formte aus dem nassen Thon seine reizenden Lazzaroni-Knaben, Götterbilder und Portraitbüsten. Zwar ging ihm noch ein Lehrer dabei zur Hand.

Während der Graf nun mit dem Herzog und dessen beiden Kindern, dem Sohne und der Tochter, vor den Gemälden auf- und niederging, fesselte eine bedeutend verletzte Merkur-Statue seinen Kennerblick. „Bei der heiligen Dreieinigkeit, Ossunna,“ rief er lebhaft, „da hast Du ein Meisterwerk! . . . Dieser Marmor ist aus der Hadrian-Epoche, wenn ich nicht irre, — oder wohl gar aus der Neronischen Zeit.“ — „Altezza, wäre der Götterbote nicht gar so arg verstümmelt, so ersuchte ich meinen gnädigsten Herrn, die Statue als Dero Eigenthum zu betrachten.“ — „Nimmermehr! Deine Kinder und Kindeskinder werden sich des schönen Besitzes freuen. Aber Du mußt den schlanken Merkurio heilen lassen . . . die linke

Schulter muß ergänzt werden; der rechte Fuß; vor Allem das Gesicht; denn das abgestoßene Kinn beeinträchtigt die Lieblichkeit des Köpfchens." — „Ich fürchte, beim Transporte nach Neapel zerbricht die Statue vollends," wendete Ottavia's Vater ein, „hier in Palermo fände sich schwerlich ein Bildner, der geschickt genug —" — „Laß mich nur sorgen: der Merkur braucht nicht vom Platze zu kommen, ich sende Dir morgen einen jungen Mann, einen Schüler Thorwaldsens, unter dessen Anleitung ich seit einiger Zeit arbeite."

Ottavia durchschauerte die Ahnung, der geliebte Unbekannte müsse es sein, dem der Graf die Ergänzung anvertrauen wollte.

„Ich könnte Dir Niemand empfehlen, der eine genauere Sachkenntniß besäße, als eben dieser Junge; er hat sich in Rom, auch in Neapel um viele Antiken verdient gemacht; dabei gleicht er selber dem schönsten Jünglingsbilde eines Praxiteles oder Scopas! Ich empfehle ihn Dir bestens, Ossunna, — verschafftest Du ihm irgendwie Beschäftigung, thätest Du mir einen persönlichen Gefallen! Nach meiner Abreise, gedenkt Flaminio — dies ist sein Name — einige Monate hier zu verweilen, alsdann Syracus

und Girgenti zu besuchen. Uebrigens bereite ich Dich darauf vor, daß mein Schützling ein Original ist; er hegt freigeisterische Ideen — das muß in seiner Vaterstadt, in Bologna, Mode sein — schwärmt für Brutus und alle Tyrannenmörder, hat sich nie bewegen lassen, für meinen Bruder, den König, zu arbeiten. Er haßt die Bourbonen, mit Ausnahme meiner Wenigkeit, wie er schwört; Falschheit traue ich ihm nicht zu und glaube ihm daher tout bêtement und verziehe ihn unglaublich, denn er ist wunderbar begabt, ein durch und durch edler Charakter! Nur fürcht' ich, brechen ihm seine politischen Ansichten früher oder später einmal den Hals." —

Eine tolle Freude und eine unsagbare Angst erfüllte Ottavia's Herz. Wie gern hätte sie bei dem liebenswürdigen Prinzen nach seinem Flaminio geforscht; aber sie fürchtete, durch ihre Fragen Verdacht zu erregen.

Zwei Tage später flüsterte ihr eine Kammerzofe beim Ankleiden zu: „Ach, welch ein wunderschöner junger Mann ist mit dem Herrn Herzog in der Bildergalerie! Es heißt, er sei ein Bildhauer, doch gleicht er mehr einem Prinzen!"

Ottavia that, als achtete sie wenig dieser Aus-

sage; in Wahrheit aber vermochte sie kaum sich aufrecht zu halten. Auf ein Sopha hinsinkend, ließ sie sich die Schuhe anziehen. Nachdem sie angekleidet, blieb sie lange allein. Es wäre ein Leichtes gewesen, in die Galerie hinabzugehen; so abhängig sonst ein sicilianisches Mädchen, so überwacht auf Tritt und Schritt, so pflegte das verzogene Töchterchen im eignen Hause doch ganz nach eigenem Willen aus einem Raum in den andern zu gehen. Aber der Muth gebrach ihr; sollte sie allein dem Jüngling begegnen? nimmermehr? in Gegenwart ihres Bruders oder Vaters? Davor zitterte sie vollends.

Endlich wurde sie aus ihrem Zimmer abgerufen. Die Herzogin wollte sie sprechen; Besuche hatten sich eingefunden. Ottavia mußte an hergebrachten Gesprächen Theil nehmen; sie wurde geküßt und geherzt, bewundert und geneckt, — es brannte ihr unter den Füßen; es zog sie magnetisch nach der Bildergalerie; diese lag zu Ende der langen Zimmerreihe in deren äußerstem Salon die Herzogin die Damen empfing.

Ohne zu wissen, was sie that, eilte sie durch sämmtliche Gemächer, stieß die schwere Thür der Galerie zurück und blieb zitternd auf der Schwelle

stehen; unwillkürlich zog sie den Schleier über das Gesicht, athemlos d'runter hervorlauschend; ihr Blick schweifte suchend umher; Niemand war zu sehen. Ihr fiel es wie eine Last vom Herzen, und etwas beruhigter schritt sie in der weiten Halle einher. Da vernahm sie Geräusch in einer Nische ... noch ein Schritt vorwärts, und sie sah den Bildhauer, welcher, ganz in seine Beschäftigung vertieft, sich mit der Statue des Merkur zu schaffen machte.

Wohl war er schön, überraschend schön, der junge Künstler aus Bologna, aber der braunlockige Unbekannte war es nicht!

Der war noch viel sympathischer, viel holdseliger!

Wohl hatte Leopoldo Recht gehabt, Flaminio mit einem Meisterwerke der antiken Skulptur zu vergleichen: er war von vollendetem, athletischen Körperbau; das Profil von griechischem, etwas harten Schnitte; das Haar überreich, in krausen, schwarzen Locken — eine prächtige Erscheinung, aber dem Andern (wer er nur sein mochte?) war ein romantischer Liebreiz zu eigen, ein Schmelz, den nur die moderne Kunst und Poesie in einzelnen, wenigen Werken auszudrücken verstanden hat. Das heidnische Zeitalter

entbehrt einen gewissen Leidenszug sehnsüchtigen Schmachtens, welcher seit der christlichen Aera den Gedanken und Physiognomien der Culturwelt zu eigen wird.

Ottavia hatte vollkommene Muße, den Bildhauer zu betrachten, zwischen ihm und dem Geliebten Vergleiche anzustellen; Flaminio übersah ganz und gar die Anwesenheit der Tochter des Hauses. Da entglitt Ottavia's Händen der Fächer, — Flaminio blickte auf und verneigte sich mit vielem Anstand, indem er den Fächer aufhob und ihn stumm und ernst seiner Besitzerin zurückstellte. Beide faßten sich befremdet, dennoch mit fragendem Blick, in die Augen. Es lag etwas sehr Zurückhaltendes im Wesen des Künstlers, etwas Unzugängliches. In seinem Schweigen drückte sich gewissermaßen das Bekenntniß unbeugsamer Schroffheit aus: „Ich arbeite nicht für Euch vornehmen Leute . . . einzig aus Liebe zur Kunst, welche viel vornehmer ist als Könige und Kaiser.“

Auch Ottavia gebrach es an Muth, ihn anzureden. Und so verließ sie die Halle. — Aber hatte sein Halskragen, sein Barett nicht dieselbe Form, wie sie der Liebenden beim Jüngling in der Kirche

aufgefallen war? Es trieb sie zurück in die Bildergalerie.

Flaminio war auf einen der Balkons hinausgetreten; verstohlen blickte Ottavia nach ihm. Da gewahrte sie, wie er plötzlich Jemand zunickte; sie begab sich an ein Fenster, von wo aus sie den Künstler und zugleich die Vorübergehenden sehen konnte. Flaminio's Gesicht war plötzlich wie verklärt; ein weicher, sanfter Ausdruck verlieh seinen Zügen Güte und Herzlichkeit.

Nur zu wohl erkannte Ottavia denjenigen, welchem der Bildhauer zulächelte . . . es war der Braunlockige. Sie preßte ihre Hand auf's Herz und seufzte vor Wonne und Qual . . .

Flaminio winkte dem Schönen, als wolle er ihn auffordern, zu ihm hinauf in den Palast zu kommen. Jener aber wiegte verneinend das Lockenhaupt. Flaminio zuckte mit der Achsel und trat in die Galerie zurück.

Ottavia schien in Betrachtung eines Heiligen von Ribera versenkt, doch schwamm Alles vor ihren Augen. Gewaltsam faßte sie sich, um ein Gespräch schicklich anzufangen, denn sie lechzte nach Auskunft

über ihn, den sie unkluger Weise ermuthigt hatte, statt ihn abweisend von sich zu entfernen. „Entweder die beiden Jünglinge sind Brüder oder Herzensfreunde," vermuthete sie. Und mit einem Male fühlte sie sich zu dem stolzen Flaminio hingezogen; er hatte ja so liebevoll dem Andern zugelächelt!

„Eine schwierige Arbeit, nicht wahr?" begann sie, an den Bildner herantretend.

Dieser zog sein Barett und antwortete höflich aber mit einer gewissen Kühle, als gefiele ihm keine Störung: „Um so mehr fordert sie des Künstlers Ehrgeiz heraus." Und ohne weiter die Unterhaltung fortzusetzen, begann er von Neuem seine Arbeit.

Ottavia fühlte sich verletzt; am Liebsten hätte sie Flaminio den Rücken verächtlich zugewendet, aber es handelte sich ja nicht um sie. Tausend Fragen, welche ihn betrafen, brannten ihr auf der Seele. Ihr Mißfallen über des Bildhauers Benehmen unterdrückend, fing sie vom Grafen von Syracus zu sprechen an. „Wenn sich sein Eifer für die Kunst bewährt, so wird er eine bedeutende Zukunft haben," versetzte Flaminio.

Damit war ein Thema wieder abgefertigt. Der gewissenhaft Arbeitende war nur für seinen zer-

brochenen Merkur auf der Welt; alles Andere schien ihm Nebensache.

„Mir gefällt die Statue nicht," fuhr es Ottavia trotzig heraus; sie wollte ihn wenigstens ärgern, den unhöflichen Menschen, mit dem gar nichts anzufangen war.

Verächtlicher Hohn kräuselte seine Oberlippe. Sie hoffte, ihn zu einer Entgegnung angestachelt zu haben, aber nein, er schwieg.

Da traten mehrere Damen, unter ihnen die Herzogin, in die Galerie. Verwirrt begab sich Ottavia auf einen Balkon hinaus.

Nicht lange, so verließ Flaminio den Palast. Die Damen wandelten in der Halle auf und ab; scheinbar war Ottavia mit ihnen guter Dinge . . . aber, wenn Eine in ihr Herz zu sehen vermocht hätte! —

Wiederum war es Sonntag; wiederum begab sich das arme Ding in die Messe. Er war nicht zu erblicken. Sie weinte den ganzen Tag und den ganzen Abend und die Nacht hindurch. Hätte sie noch ungestört weinen können! aber sie mußte vor Allen die Thränen verbergen; ihre geschwollenen Augenlider erregten ohnehin schon die ängstlichsten Sorgen. Mit ihrem verweinten Gesicht lief sie trotzdem in die Galerie, wo der schweigsame Flaminio

arbeitete; sie war in Begleitung dreier Freundinnen und jagte sich mit ihnen lautlachend in der Halle.

Es entstand ein Toben, das den Geduldigsten außer Fassung gebracht hätte. Des Herzogs Dogge hatte sich noch dazu, aller Disciplin zuwider, eingefunden und sprang in großen Sätzen bellend zwischen den jungen Damen hin und her. Flaminio stand auf seinem gewohnten Platze in der Nische; mitunter sprühte es wie Zorn aus seinem trotzigen Auge; die jungen Damen übersahen ihn alle; nicht einmal den üblichen Gruß hatte Ottavia für ihn gehabt, und dennoch schwor sie sich, den unnahbaren Künstler zum Sprechen zu bringen, von ihm zu erfahren, wo der Geliebte hingeschwunden sei.

Wie ward ihr, als sie auf Flaminio's Wange eine verstohlene Thräne erblickte! Auch ihn schien inneres Weh zu zerreißen, dergestalt, daß er, abgewendet von den übermüthigen Mädchen, seinen Gram in Thränen hervorquellen ließ. Ohne Weiteres wollte Ottavia an ihn herantreten, ihn trösten, — denn sie war weichen, guten Herzens; — bevor sie den Vorsatz ausführen konnte, enteilte er der Galerie; bestürzt, erblassend sah sie ihm nach. „Ottavia,“ riefen die Gefährtinnen, „was blickst Du so starr? was ist Dir?“

„Ich glaube, wir vertrieben den Bildhauer dort.“

„Desto schlimmer für ihn! — Was geht uns ein Bildhauer an! — Er war nicht häßlich! — O nein, ganz und garnicht! — Ist er reich? — Wie wird er!! siehst Du nicht, daß er für Geld arbeitet? — Ottavia, wieviel erhält solch ein Mensch täglich von Deinem Papa?“ Und weiter sangen sie und sprangen sie.

Auch Flaminio ließ sich an den darauffolgenden Tagen nicht im Palaste blicken.

Darüber ging die Fastenzeit ihrem Ende entgegen.

„Wo ist nur der Bildhauer geblieben?“ fragte Ottavia über Tisch ihren Vater.

„Richtig, er scheint mich im Stich zu lassen ... Gott weiß, wo er stecken mag!“ —

Wie einen Donnerschlag traf Ottavia die alljährliche Ueberſiedelung aus der Stadt nach der Villa im englischen Garten. Nunmehr war sie also von Demjenigen, welcher mit ihrem Idol in Beziehung stand, wie abgeschnitten. Sie sann und sann auf Vorwände, im Palaste vorzusprechen, den Bildhauer nicht ganz aus den Augen zu verlieren.

Schon blühten die brennendrothen Anemonen auf den grünen Wiesen; rankende Rosen schlangen

sich um die Aeste frischbelaubter Bäume. Vorzeitig brach der Frühling herein.

Eines Abends erhielt der Herzog einen Brief. „Aha, Don Flaminio bittet endlich wegen seines Verschwindens um Entschuldigung . . . „Todkrankheit des Bruders“ . . . schon gut, schon gut! „Gefahr überstanden“ . . .

Todkrankheit des Bruders! Das war siedende Gluth in Ottavia's Pulse! Hinaus stürzte sie in die Nacht; sinnlos trieb es sie durch den Garten dahin; auf ihre bloßen Schultern und Arme fiel der kalte Nachtthau; es donnerte in der Ferne und grelle Blitze flammten ab und zu am gewitterschwarzen Himmel.

Wohin, wohin so allein und hülflos?

Einem Lichte entgegen, welches durch die Orangenwaldungen dämmert, jetzt undeutlich, jetzt groß und klar . . . d'rauf zu! d'rauf zu! Giebt es Ahnungen und Sympathien auf dieser Erdenwelt, so ist jener ungewiß zitternde Schein der Leitstern, welcher zum Ziele führt.

Unweit der herzoglichen Villa befanden sich mehrere, dem Grafen von Syracus angehörende Landhäuschen; dort beherbergte er bisweilen befreundete Künstler . . . Dieses Alles stand der Aufge-

regten plötzlich klar und scharf im Gedächtniß . . . Die Ueberzeugung: dort schmachtet ein theures Leben in tödtlicher Mattigkeit, erfüllte sie mit Verachtung gegen alle vorgeschriebenen Weltgebräuche . . . ein exaltirter Heroismus, der jeglicher Schranke spottet, erfüllte sie mit unsagbarer Spannkraft und leidenschaftlicher Zuversicht.

Und so erreichte sie das Haus . . . die Fenster des Erdgeschosses lagen etwas hoch; gedämpfter Lichtschein brach aus dem einen, wie wir wissen. In der Nähe der Gefahr kehrte der Waghalsigen die ganze Schüchternheit ihres Alters und Geschlechts wieder. Trotzdem stieg sie auf einen Marmorblock, der unter dem Fenster lag, und spähte in das Innere des Gemachs...

Ach! sie erblickte ihn! endlich! endlich! endlich!

Er ruhte in einem Lehnsessel, — wie war er abgezehrt und verändert! eben deshalb überfluthete grenzenlose Zärtlichkeit Ottavia's Herz — hatte sie Flaminio's Bruder in allem Glanze seiner Jugendschöne geliebt, nunmehr betete sie ihn an, den Hinfälligen, Kranken. Mit verhaltenem Athem lauschte sie; nichts rührte und regte sich im ganzen Hause; nur die schmerzlichen Seufzer des Einsamen machten sie erbeben. So stöhnte nicht physischer Schmerz, —

tiefe, hoffnungslose Seelenpein seufzt so in die Nacht hinaus. Die Kunst des Arztes scheitert an solchen Krankheiten; nur Wunder können Hülfe bringen. Daher betrat des Herzogs Tochter den dunkeln Hausflur, stieg einige Stufen hinan und wankte in das Zimmer hinein. „Ihn retten, ihn retten!“ drängte sie eine innere Stimme.

Nun stand sie neben ihm . . . nun streifte ihr Athemzug seine Wange . . . „Hier bin ich,“ war Alles, was sie zu sagen vermochte.

Ach, sie wußte nicht, daß Freude tödtlich ist wie Gram und Trauer!

Er blickte sie entsetzt an, schnellte von seinem Sitze empor und wich rücklings mit vorgespreizten Händen an die Wand . . . „Ich bin es,“ wiederholte sie bittend. Da drang die Gewißheit ihrer Gegenwart wie zermalmend auf ihn ein . . kein Fiebertraum war es, keine Vision, sie stand ja vor ihm!... ein überseliges Lächeln ging über sein Gesicht; in jauchzender, inbrünstiger Verzückung warf er den Kopf in den Nacken, — dann stürzte er für todt zu Boden.

Ottavia warf sich neben ihm auf die Kniee; er blieb eiskalt und regungslos; sie tauchte die zitternden Hände in ein Krystallgefäß voll Wasser und netzte

ihm die Schläfen. Kein Lebenszeichen. Da preßte sie den liebeathmenden Mund auf seine Lippen, ihm Lebensluft einzuhauchen; schwer lag sein Kopf in ihren Armen; sie küßte ihn tausend, tausend Mal; sie rang ihn dem Tode ab mit heißen, schluchzenden Gebeten bis endlich den erstorbenen Adern neues Leben zurückkehrte. Er zog ihre Hände an sein Herz, drückte die Stirn in die Falten ihres Kleides, lallte unverständliche Worte, sank in überschwänglichem Empfinden zu ihren Füßen hin.

„Versprich zu leben und ich kehre wieder," flüsterte sie, „wann und wie, das hängt von mir nicht ab . . . oft werde ich tagelang ausbleiben . . . bist Du allein, so öffne beide Fensterflügel. Addio!"

Draußen entlud sich das Gewitter, in strömendem Regen erreichte Ottavia den väterlichen Garten; ein kleiner Tempel diente ihr auf halbem Wege zum Zufluchtsorte; ihr Haar, ihr Gewand triefte; innerlich aber glühte und fieberte sie.

„Wo warst Du?" rief man ihr von allen Seiten entgegen, als sie endlich in der Villa ankam.

„Das Gewitter hatte mich abgeschnitten," gab sie vor, beschämt und im tiefsten Innern zerknirscht, die sämmtlichen Ihrigen zu hintergehen.

Sie kehrte wieder zum Geliebten, zu ihrem Valerio; er war täglich viele Stunden allein; Flaminio setzte seine Arbeit im Palazzo fort, und der Bruder war sich selber überlassen. So zärtlich war indessen die Fürsorge des Aelteren, daß er oft seine Beschäftigung unterbrach, von dem Merkur zu Valerio hinauseilte, nach seinem Befinden zu sehen, ihn an's Herz zu drücken. Dann verbarg Ottavia sich schnell hinter dem Thonmodell einer Colossalstatue, denn auch Valerio betrieb die Kunst des Phidias und Lysippus.

Wie zu einem entfernten, geliebten Gestirn blickte er in seiner Herzensreinheit zu Ottavia empor; es war eine Liebe, welcher die Engel Beifall lächeln und ihre Fittige schirmend um sie breiten. Aller Schein war gegen die Beiden, welche sich insgeheim begegneten; nichtsdestoweniger schwebte eine hohe Weihe über ihren Zusammenkünften; sie war seine Muse, aus fremden, unnahbaren Welten an ihn herantretend, seinen oftmals gebrochenen Muth aufzurichten, ihm Trost und Begeisterung einflößend. Petrarca's Hingebung, Tasso's tiefe Gluth lebten in Valerio wieder auf. Er und Ottavia trotzten dem kargen Alltagsleben ideale Stunden ab, schufen sich gegenseitig eine höhere Welt, inmitten der Wirk-

lichkeit voller Widersprüche und Drangsale. Unbekümmert um den Beifall der Menge, verfolgte Valerio seine künstlerische Laufbahn; noch veröffentlichte er keins seiner Werke, sondern betrachtete Alles bloß als Vorstudien zu den wahrhaft schwungvollen Gebilden, von denen seine Seele trunken. Nicht auf Bestellungen, nicht auf Decorationen hergebrachter Gärten und Tanzsäle wollte er sein unabhängiges, herrliches Talent verwenden; den Eingebungen des eigenen Genius wollte er allein genügen. Tag und Nacht sann, arbeitete, prüfte er seit seiner Kindheit; er hatte keinen Familiennamen; aus dem Findelhause war er, wie sein Bruder; die Kunst hatte das Zwillingspaar erhoben, indessen wohnte ihnen ein Mißtrauen gegen die Gesellschaft inne, so bereitwillig dieselbe sie aufgenommen hätte, sie verschmähten sie, statt sich mit ihr zu befreunden. Besonders war Flaminio durch frühe, meist selbstverschuldete Demüthigungen verbittert; seine Vaterstadt, wo die Wiege des unsterblichen Johann von Bologna gestanden, war gedrückt und führte wie zum Hohne das Wort Libertas im Wappen; so war er zum fanatischen Republikaner geworden; er hatte sich gelobt, einen Prinzen niemals „Altezza“ zu nennen, alle Großen zu meiden. Vor

dem Grafen von Syracus, dem Bruder des unpopulärsten Königs, waren dennoch solche Vorsätze zu nichte geworden. Flaminio fühlte sich vom genialen Leopold verstanden, angezogen und ward seinetwillen inconsequent. Das nagte an ihm, daraus entstand ein Zwiespalt in seinem Innern und er ward ungerecht und unzugänglich für Jeden, welcher mit Gold seine Arbeit aufwog.

Unter dem Schleier des tiefsten Geheimnisses modellirte Valerio die lebensgroße Büste seiner Ottavia. Sollte sie es ihm versagen? Die Gefahr, sich vor dem Bruder zu verrathen, lag nahe; indessen beschwichtigte Valerio die Angst der Geliebten: „Sobald ich Flaminio sagte: hebe nicht das Tuch, was jenes Modell bedeckt! so bin ich gewiß, daß es ihm heilige Pflicht, mein Verlangen zu ehren. Lieber ließe er sich foltern, als ein gegebenes Versprechen zu verletzen."

So blühte diese heimliche Liebe unter Unruhe, Schwierigkeiten und Herzeleid wie eine Rose auf Schutthaufen im Dornengestrüpp. Nicht alle Tage waren heiter, nicht alle Tage durften sie dem Verbote trotzen und sich sehen, — die zahllosen Anforderungen des Lebens drängten sich zwischen sie und

ihr Eden; oftmals stahlen sie der vielbesetzten Zeit einzelne Minuten, nur um einen Blick, einen Händedruck zu wechseln; an ein längeres Beisammensein war nicht häufig zu denken. Dennoch rückte die Büste vor; Valerio arbeitete in ihrer Abwesenheit daran. Ottavia hatte ihre eigene Art, Blumenkränze zu tragen; nicht in Form eines Diadems schlang sie das Gewinde durch das Haar, sondern sie drückte es etwas mehr seitwärts auf den Scheitel; das hatte er treu wiedergegeben, am treusten aber die Aehnlichkeit ihrer Züge. Nun führte er das Abbild der Freundin in Gyps aus; dann fertigte er eine Miniaturbüste in anderer Auffassung; alsdann eine Statuette, welche er in Alabaster meißelte.

Allerdings vernachlässigte er darüber seine sonstigen, angefangenen Arbeiten; doch Flaminio legte seinem Thun und Treiben nichts in den Weg, quälte ihn mit keiner störenden Frage.

Wie lange durfte dies aber so fortgehen? Fragen die Blüthen nach dem Tage, an welchem sie entblättert werden? —

Ein besonderer Umstand war den Liebenden günstig; dem heißen Frühling folgte ein mäßig heißer Sommer. Die Herzogin zog es daher vor, nicht in

die Stadt zurückzukehren, sondern draußen im englischen Garten zu bleiben. So verging der Sommer und die Trauben begannen zu reifen. Einige Male brachte Ottavia's Vater den schweigsamen Flaminio mit auf die Villa hinaus. Es lag etwas Seltsames in dem Blick, womit er die Tochter des Hauses ansah; erzitternd mied sie den Bruder ihres Valerio. Jener fand sich nach wie vor in der Bildergalerie des Stadtpalastes ein; im Auftrage des Herzogs modellirte er eine lebensgroße Statue nach dem Velasquez-Portrait Girons von Ossunna; das Steinbild unter dem Portal war gar zu trivial und leblos. Oftmals hörte Ottavia ihren Vater sagen: „Ein toller Christ! so oft ich ihn bezahlen will — mag ich es noch so behutsam anfangen — bäumt er sich wild empor, ist er tödtlich beleidigt und spricht von nie wieder kommen. Der Teufel werde aus dem Künstlervolke und seinem Dünkel klug! Leben sie etwa von der Luft?“ —

Mittlerweile schaute der Herzog nach einem ebenbürtigen Gemahl für die arme Ottavia aus; diese vernahm zu ihrem Entsetzen, daß sie binnen Kurzem zwischen drei Freiern zu wählen haben würde. Die Mutter sprach den ganzen Tag von der Aus-

stattung, welche direct aus Paris verschrieben werden sollte; schon wurde ein Schmuck aus Perlen und Rubinen beim ersten Juwelier von Neapel bestellt. Perlen und Rubinen! Thränen und Blutstropfen!

So lange die Kinder des Herzogs sich blindlings seinem Willen unterwarfen, so lange hatten sie den gutgelauntesten, freigebigsten Vater. Doch wehe ihnen, wenn sie ihm den Gehorsam verweigerten. Und so war er mehr gefürchtet als geliebt. Seinetwillen entbehrte namentlich die Tochter manchen angenehmen Umgang; des Herzogs Art und Weise hatte viele Personen verletzt, und sie hörten auf, zu seinen Damen zu kommen. Er beengte dadurch nach vielen Seiten hin des Mädchens Dasein; fühlte sie sich zu einer Freundin hingezogen, so sprach der Vater miß-billigend über den Verkehr, hob irgend etwas Tadelns-werthes daran hervor, und Ottavia mußte sich fügen, schweigend, lächelnd den unbilligsten Anforderungen genügen. Sie klagte nie; nicht einmal zu ihrem Bruder, dem beliebten, glänzenden Medoro, welcher seiner Schwester einen wahren Cultus weihte, ihr vielleicht allzu aufrichtig seine Jugendleiden anver-traute, des Vaters Despotismus hart angriff und die Besänftigung allein von Ottavia annahm; es kam

oft zu heftigen Scenen zwischen Vater und Sohn; mochte der Herzog übrigens stolz auf Medoro sein: Dieser war Jenem entwachsen; — genug, Ottavia mußte schlichten und vermitteln, statt sich am Bruderherzen auszuweinen.

Die Vorbereitungen zur Hochzeit erschreckten sie so gewaltig, daß sie auf Rettung durch Medoro's Hülfe sann. Nur im äußersten Falle wollte sie freilich zu diesem letzten Mittel schreiten.

Gegen Valerio ihre Verzweiflung laut werden zu lassen, brachte sie nicht über's Herz. Seit länger als einer Woche war es ihr unmöglich gewesen, sich bei Tage hinwegzustehlen. Der anberaumte Termin, an welchem sie ihre Hand verschenken sollte, rückte näher und näher. Sie schlug den wohlbekannten Pfad ein durch die Dunkelheit; mit gerungenen Händen ging sie dahin. Ob Valerio sie erwartete, wußte sie nicht. Das Fenster stand geöffnet, zum Zeichen, daß keine Gefahr in der Nähe; trotzdem drangen Stimmen aus dem erleuchteten Raum. Wie aufgeregt diese Stimmen klangen! welche Accente! Ottavia unterschied deutlich Valerio's und Flaminio's Organ. Was mochte vorgefallen sein, großer Gott? Vielleicht hatte Flaminio durch den herzoglichen Haus-

hofmeister oder den Kaplan von des Herzogs Heiraths-plänen hinsichtlich der Tochter erfahren und Valerio hatte unvorbereitet Alles vernommen.

Sie hörte wie Flaminio flehentlich rief: „Vergebung, theurer Knabe! ich wollte Dich nicht kränken, bei Gott und allen Heiligen nicht!"

Todesangst trieb das Mädchen dicht unter das Atelierfenster; sie stieg bebend auf den Marmorblock und überschaute den Raum, wo die Brüder beisammen waren.

Flaminio lag Valerio zu Füßen, beide Hände bittend zu ihm erhoben. Valerio's Gesicht war unkenntlich; er hielt es abgewendet von Flaminio, als könne er dessen Anblick nicht ertragen.

Von der Nische, worin Valerio Ottavia's Büste und die Statuette aufbewahrte, war der Vorhang zurückgerissen.

„Bruder," betheuerte Flaminio auf den Knieen, „ich schwöre Dir den feierlichsten Eid: nicht verwerfliche, gemeine Neugier trieb mich, Hand an den Vorhang zu legen, — die Vorsicht, die Nothwendigkeit allein! die Flamme der Lampe hatte den Stoff ergriffen, was blieb mir? Fluche mir nicht!"

„Dir nicht, aber dem Zufall, der mich zum Verräther des Heiligsten machte!“ Er schlug die geballte Faust vor die Stirn.

„Valerio ist so wenig ein Verräther als Flaminio! Blicke nicht so wild um Dich, Herzensbruder! — Sei doch getrost, sie liebt Dich ja!‘

Ein seltsam schneidender Ton lag in diesem „sie liebt Dich ja.“ Anklage, Hohn, Verzweiflung klang darin.

Betroffen blickte Valerio den Bruder an.

„Ja,“ warf Ottavia's Freund hin, „wirf nur die Lippen auf und verspotte mich, Deinen Schüler, daß ich meine Seele an die Tochter eines Großen verlor.“

„Ich verspotte meinen Bruder nicht. Ich —“ sein Athem stockte; er rang nach Luft.

„Doch, doch, Du verwirfst meine unheilbare, rasende Leidenschaft gewiß als Eitelkeit und Phantasterei.“

Flaminio war der Kopf auf die Brust herabgesunken.

„Ich habe dagegen gekämpft, mich aufgelehnt gegen diese versengende Gluth, welche mir den Wahnsinn in's Gehirn trieb, — habe Dich nie in den

Palazzo Ossunna begleiten wollen, entsinne Dich . . . vergebens, vergebens! Da kam das Zehrfieber, ich wäre unterlegen, wenn nicht . . ."

„Was willst Du Dich rechtfertigen," rief Flaminio überwallend und hing an Valerio's Halse, „ich selber . . . o nein, nein, nein, lieber die Lippe zerbissen, lieber ersticken, sterben und verderben, als meine eigene Schmach bekennen."

Er stürzte dem Ausgange zu, aber Valerio vertrat ihm die Thür.

„Blick' mir in die Augen, Flaminio! Wie, zum ersten Male schlägst Du sie vor Deinem Valerio zu Boden? Ach, armer Bruder, auch Du, Du liebst! Diese gramumwölkte Stirn, diese bleichen Wangen sagen mir Alles, Alles. Aber wen? Jetzt hab' ich das Recht zu fragen."

„Ich liebte, — aber es ist vorüber," brachte Flaminio mit großer Anstrengung hervor; seine Stimme war klanglos geworden.

„Vorüber?! so ward sie treulos?" drang Valerio liebreich in den mächtig Erregten.

Flaminio lachte kurz auf. „Sie ahnte meine Liebe nie —"

„O, sage!"

„Auch wäre ich nicht erhört worden," fügte er mit schwermüthigem Lächeln hinzu.

„So liebt sie einen Andern?"

„Danach darf ich nicht forschen. Du mußt es wissen, allem Anschein nach liebt sie meinen Bruder!" Valerio schrie laut auf; Flaminio umfaßte den schönen Lockenkopf des Bruders mit beiden Händen und rief: „Ich schütze Euch Beide! es war nur so ein vorübergehender Rausch, in welchen ihre Schönheit mich gewiegt hatte. Du bist mir lieber, tausend, tausend Mal mehr als alle schönen Mädchen dieser Erde! Mißtraue mir nicht! Noch einmal, ich helfe Euch, ich segne Euch! Mein Herz ist längst bezwungen, ich bin ein Mann!"

An seine breite Brust zog er Valerio; in langer, langer lautloser Umarmung hielten die Zwillingsbrüder sich fest. Dann traten sie Hand in Hand vor Ottavia's Büste.

„Es soll Dich nicht gereuen, daß ich Deine schönste Arbeit sah," sprach Flaminio feierlich, und er zog den versengten Vorhang zu.

In tiefster Erschütterung trat Ottavia den Rückweg nach der Villa an. —

Ihre Abwesenheit war aufgefallen, die arme

Gouvernante zur Rede gestellt worden. Von der Herzogin empfing Ottavia die Anweisung, fortan nicht mehr allein „durch den Garten zu streichen wie ein wilder Knabe.“

„Ei,“ sagte der Herzog, welcher guter Laune war, „eine Braut schwärmt gerne in abendlicher Einsamkeit . . . küsse der Mama die Hand, kleine Sünderin, und laß Dir Absolution ertheilen.“

„Aber Papa, von allen Seiten vernehme ich fortwährend, daß ich Braut bin; ich selbst ahne jedoch nicht im Entferntesten —“

„Geduld, Geduld! In drei Tagen besucht uns Fürst Corleone aus Messina; er ist ein Muster von gutem Ton; seine Mutter aus brillanter Familie, eine geborne Pignatelli. Nächst ihm werde ich Dir den jungen Fürsten Villa-Rosa vorstellen; nach seines Vaters Tode erbt er den Titel: Prinz von Sant Onofrio. Vermögensumstände wohlgeordnet. Alles nach Wunsch. Der Dritte — und mir persönlich der Erwünschteste — ist der Ceremonienmeister Sr. Majestät des Königs, der Herzog von Castronuovo; er ist Grand von Spanien; seine wie unsere Vorfahren stammen aus Alt-Castilien. — Du siehst, mein Töchterchen, ich habe Großes mit Dir im

Sinne. Deine älteste Schwester ist einfach Baronin, eine Diplomatenfrau; Du wirst den Vortritt vor Beatrice haben. Nun, Mama, hast Du der künftigen grande Dame verziehen?"

„Für heute mag's hingehen, Herr Gemahl. Als Beweis, daß ich nicht länger schelten will, sieh her, Ottavia! Was enthält dieser Carton? Ja, Du mußt rathen."

„Warum neckst Du sie so lange!" fiel der Herzog ein, „entfalte den Brautschleier: keine Königin trug an ihrem Hochzeitstage kostbarere Spitzen. Aber nun ein fröhlich Gesicht! Schaust unter der Herrlichkeit so kopfhängerisch aus, wie eine Nonne vor ihrer Einkleidung."

„Als Beatrice heirathete, war weißer Atlas an der Tagesordnung zur Trauung," sagte die Mutter, „in diesem Jahre sind weiße Sammetkleider für Bräute in Aufnahme gekommen. Ich könnte Dich um solch eine superbe Robe beneiden; zu meiner Zeit war drap-d'argent sehr en vogue, was ein wenig steif ausschaute."

In drei Tagen also mußte „Ja" und „Amen" gesagt sein! Und wie sollte es vorher möglich sein, Valerio zu erreichen?

Vierundzwanzig Stunden gingen so hin.

Am zweiten Tage verließ der Herzog mit Medoro die Villa, um Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Die Herzogin hatte die Migraine und die Gouvernante hielt Siesta.

Ottavia flog durch den Garten nach der Bildhauerwerkstatt. Sie achtete nicht darauf, ob das Fenster geschlossen oder geöffnet. Flaminio war Mitwisser des Geheimnisses; nicht einmal vor seiner Gegenwart bebte Ottavia, welche in ihrer Verzweiflung kaum noch wußte, was sie begann.

Niemand kam ihr auf dem Hausflur entgegen. Todtenstille im ganzen Gebäude.

Sie tritt bei Valerio ein.

Was ist das? er stiert sie an, ohne ihr entgegenzueilen ... verworren hängen die langen Locken um sein entfärbtes Antlitz ...

„Valerio, geliebter Valerio?“ ...

Keine Antwort.

„Gnade!“ will Ottavia rufen, da erblickt sie Gyps- und Alabaster-Fragmente am Boden. O Schauder ... jener Kopf, der halbzerschmettert vor ihre Füße rollt, trägt ihre Züge ... und die Statuette! alles zerschlagen, zerbröckelt ...

Vernichtung, wohin ihr Auge trifft.

„Grausamer,“ ruft sie in wahnsinnigstem Schmerz, „konntest Du es über’s Herz bringen! Mit diesem furchtbaren Hammer zerstörtest Du Alles!?“

„Ich mußte, ich mußte!“ entgegnete er, an allen Gliedern bebend.

„Wie? wie so?“

„Sonst warst Du verloren, unwiderruflich!“

„Ich fasse nicht —“

„Es galt, Deine Ehre zu retten, — so gab ich mir den Todesstoß, aber ich überleb’ es nicht. Jedoch was liegt an mir? Du süße, süße Reine bist wenigstens geschützt vor jedem Verdachte!“

„Erhole, sammele Dich, — o Du bist wieder krank, sehr krank! Dich schüttelt das Fieber! wie Deine Zähne aneinander schlagen! — Was brachte Dich in diesen fürchterlichen Zustand? warum zerschlugst Du Wilder mein Abbild?“

Mühsam, unzusammenhängend brachte Valerio Folgendes hervor: „Seit einer Stunde hatte Flaminio mich verlassen . . . da dröhnte ein Klopfen an der Thür. Ich, keinen Andern als unsern Gehülfen vermuthend, rufe „Herein“, ohne aufzusehen. „Wir stören, wie ich sehe,“ spricht eine unbekannte

Stimme. Wie angewurzelt bleib' ich stehen ... der Herzog de Ossunna und Don Medoro schenken mir die Ehre ihres Besuchs. Kamen sie, mich zur Rechenschaft zu ziehen? Trotz ihrer Verbindlichkeit war ich auf meiner Hut. Der Vorhang deckte ja Statuette und Büste; äußerlich gefaßt und ruhig vernahm ich, daß ein Zufall beide Herren in das Studio führte. Ihren Wagen zerstieß die Deichsel; zu Fuß setzten sie ihren Weg fort; der antike Sarcophag, die große Vase draußen vor dem Eingang, verrieth ihnen sofort Flaminio's Atelier; sie fanden mich statt seiner. Das Wenige, was ich soeben unter dem Meißel, regte zu einem längeren Gespräch an. Mir war nicht wohl dabei, ich stand wie auf glühenden Kohlen ... dabei verwirrten mich Don Medoro's Augen — sie haben Deinen Blick, Ottavia!

Plötzlich ruft der Herzog: „Und jener Vorhang, was mag er Schönes bergen? gewiß ein reizendes Modell, was wir Eindringlinge vertrieben! Ei, nicht zum ersten Male betret' ich eine Künstlerwerkstatt."

„Meine Verlegenheit bestärkte die Voraussetzung Deines Vaters —"

„Vollende nicht," schreit Ottavia dazwischen, „ich kenne meines Vaters Art —"

„Don Medoro stand mir bei; ihm war es peinlich, unaushaltbar, mich auf der Folter zu sehen. „Seien wir nicht indiscret," mahnte er.

„Im Gegentheil, seien wir verschwiegen," gab der Herzog zurück. „Hervor, schöne Nymphe, sonder Zagen!"

Er streckte die Hand nach der Draperie aus. Don Medoro aber hielt die väterliche Rechte mit allen Kräften fest.

„Herr Herzog, ich beschwöre Sie," sagte ich, kaum an mich haltend — Worte hin und her — „Versteht doch Spaß, junger Mann!" Da verlor ich die Fassung; den schweren Hammer aufraffend, schwang ich ihn hoch in der Rechten.

Wüthend blitzte mich Dein Vater an . . . er ballte die Faust . . . Medoro zwischen uns, den Vater schützend, ihn hinwegziehend. Krampfhaft aber riß der tödtlich Gereizte am Vorhang — da warf ich das Brett um, das Brett, worauf die Werke standen, die ich bildete, wie Pygmalion seine Statue, — mit den Füßen zerstampfte ich mein Liebstes . . . haha, die Scherben konnten nichts mehr verrathen. In Todesschweiß gebadet stand ich da, keuchend hob sich die Brust, ach, der Stich! der Stich hier innen!"

Valerio's Augen begannen zu wandern, wie die-

Augen eines Sterbenden: „Flaminio," phantasirte er, „diese Statue hier hat Leben — diese zerbrechen wir nicht — sieh nur, sie hat bewegliche Augen, ach, und die himmlischen kleinen Zähne! pfui, ein Automat, ein Automat, innen voll Räderwerk! Den Hammer her! den Hammer! Einen Schlag auf die Schläfe!"

In seiner Raserei verfolgte er Ottavia; er haschte nach ihren Locken, er schlang sie um seine Linke; sie entfloh nicht, sie erwartete von seiner Hand den tödtlichen Schlag —

„Halt ein!" donnerte eine Stimme. Flaminio stürzte herbei. Valerio verfiel in Zuckungen.

Entsetzliche Augenblicke! unverlöschbar entsetzlich!

Kein Wort wurde gewechselt zwischen dem Bruder und der Geliebten. Nur einmal öffnete Flaminio die Lippen zum Reden: „Gefahr ist im Verzuge — Gefahr für uns Alle!"

Ottavia ging. Sie trug ein Nervenfieber in Folge dieses Auftritts davon.

Immer trauriger, immer wirrer gestaltete sich Alles seit jenem Tage. Ottavia's Eltern standen rathlos am Krankenbette der Tochter; Letztere sagte im Delirium, daß sie am gebrochenen Herzen sterbe. „Ob eine große Freude helfen könnte?" fragte man

den Arzt. „Vielleicht.“ Und Medoro wurde beauftragt, seine Schwester zu bitten, ihm Alles anzuvertrauen. Ottavia sagte ihm unverhohlen in einem lichten Augenblick: „Noch einmal möchte ich Valerio, den Bildhauer, sehen.“ Medoro verstand augenblicklich den Zusammenhang der Dinge. „In einer Stunde kehr' ich wieder mit Valerio,“ versprach er mit seiner wohlthuenden Stimme.

So fallen in der Nähe des Todes alle weltlichen Schranken.

Aber Medoro blieb lange, lange aus. Spät Abends betrat er das matterleuchtete Zimmer wieder. „Geduld, Schwesterchen, noch eine kurze Weile! Valerio wird kommen; bald! verlaß Dich auf Deinen Medoro . . . ich sah ihn, tröstete, beruhigte; zum Zeichen, daß ich die Wahrheit sage, nimm diesen Myrtenzweig mit weißen Blüthen! für Dich gab ihn Valerio mir.“

Ach, Medoro durfte der Kranken nicht sagen, daß des Jünglings Geist völlig umnachtet war; der treue Flaminio bot jedes Mittel auf, ihn zu erheitern, dem Leben, der Hoffnung und Kunst wiederzugewinnen. Medoro's Anblick schien ihn zu beglücken; lächelnd gab er ihm den blühenden Zweig.

zwischen dem unglücklichen Paare ein Wiedersehen herbeizuführen, wäre von höchster Unvorsicht gewesen; das meinten wenigstens die Unparteilichen: „Nun stürbe Ottavia vollends vor Gram“, hieß es. Als ob sie nicht gern erlöst worden wäre! Sie wurde also mit Vertröstungen so hingehalten.

„Valerio muß reisen. Neue Eindrücke geben ihm vielleicht die alte Frische wieder,“ riethen die Aerzte, welche Flaminio für den schönen Jüngling consultirte. Und die Zwillingsbrüder verließen Sicilien. Zwischen Flaminio und dem liebenswürdigen Medoro war ächte, hingebende Freundschaft entstanden. Sie wechselten Briefe miteinander. Dem Herzoge de Ossunna war Alles verschwiegen worden; bei seiner Heftigkeit war es die richtigste Maßregel.

Ottavia genas und hatte Kraft, das Erschütternde von Medoro zu vernehmen. Mit der höchsten Schonung und dem feinsten Herzenstacte brachte er der Traurigen die Wahrheit bei. „Er ist glücklich“, versicherte er unter Thränen, „in seligen Träumen wandelt er dahin. Sein Antlitz ist verklärt und wie das Antlitz eines Heiligen in Extase.“

Indem Ottavia's Bruder so tief und redlich in

das Herzeleid der Lieblingsschwester einging, wendete er mild und klug die Verzweifelnde vom freiwilligen Tode ab. Medoro gelang, was kein Priester mit heiligem Zuspruch, keine Verlockung dieser Erdenwelt abzuwenden vermocht hätte.

Die arme Ottavia ertrug ihr Schicksal. Nur gegen jede Verbindung mit irgend einem Freier lehnte sie sich entschieden auf. Der Herzog tobte, aber sie erklärte: „Entweder gehe ich stehenden Fußes in ein Kloster oder ich bleibe ledig.“

Ihre meiste Zeit verbrachte sie in der Palast-Capelle vor dem Bilde der Schmerzensmutter, welche sieben Schwerter in der Brust trägt.

Man gewöhnte sich daran, sie gewähren zu lassen.

Ein Jahr ging so hin; da schrieb Flaminio aus Deutschland, sein Bruder sei geheilt; still und in sich gekehrt, aber unermüdlich mit seiner Kunst beschäftigt, lebe er neben ihm; nie erwähne er der Vergangenheit, sein letztes Werk „Phyloctet“ bezeige am besten, was er noch litte; Rauch und Schwanthaler verglichen ihn mit Thorwaldsen; in der That wären seine Fortschritte staunenswerth.

Später theilte Flaminio schriftlich mit: Bologna sei wiederum der Brüder Wohnsitz.

Von jetzt an ließ er weiter nichts über sein und Valerio's Schicksal verlauten.

Ottavia's Bruder vermählte sich. Die Einsame blieb mehr und mehr sich selber überlassen. Ihre Gemüthsrichtung nahm etwas Schwärmerisches an; sie las eifrig im Thomas a Kempis, in Fénélons und Bossuets Schriften. Vergebens bemühte sich die ältere Schwester, eine lebenslustige, vielgereiste Frau, das „Nönnchen" nach Brüssel zu locken, wo ihr Gemahl den neapolitanischen Gesandtschaftsposten bekleidete. Die Welt und ihre Freuden waren todt für Ottavia; nur aus Rücksicht für die Eltern zwang sie sich, ab und zu in den Gesellschaftsräumen des väterlichen Hauses unter Menschen zu erscheinen.

Im Winter 1831 entfachte in Bologna, dem Heerde der Wissenschaft, der Feuerbrand der Revolution. Die schlimmsten Ahnungen erfüllten das traurige Herz, was im Palaste Ossunna schlug.

Beim Hauscaplan forschte Ottavia eifrig nach den neuesten Nachrichten über diesen Aufstand, durch welchen die berühmte Universitätsstadt sich vom Kirchenstaat losriß.

Medoro, damals in Rom, wo es gleichfalls

gährte, konnte nicht verhindern, daß der Schwester alle Zeitungen in die Hände kamen.

Die Zusammenrottungen der Republikaner hatten die Constituirung einer provisorischen Regierung der Stadt und Provinz Bologna zur Folge. Indessen, jene bourbonistischen Blätter, welche nach Palermo kamen, enthielten weder besondere Einzelnheiten, noch besondere Namen; am liebsten hätte man die ganze Bewegung verschwiegen.

In Kurzem verbreiteten sich die Unruhen über den größten Theil des Kirchenstaates.

„Hin zu ihm!“ sehnte und bangte sich Ottavia, „über's Meer nach dem Festlande, wo er ohne Zweifel für die Freiheit kämpft!“

Aber wie entkommen? etwa zu Medoro nach Rom? Der Bruder hatte im eigenen Hause keinen Frieden; er lebte in völliger Uneinigkeit mit der herzlosen Frau, welche ihm die Hölle auf Erden bereitete; eine baldige Trennung zwischen Beiden war vorauszusehen.

„Gottlob, daß ich auf Sicilien, daß ich in Sicherheit bin!“ sagte täglich der Herzog, wenn die Rede auf die Ereignisse im Kirchenstaate kam.

Im März rückten österreichische Truppen in Bo-

logna ein, worauf die provisorische Regierung ihre Gewalt in die Hände des Cardinal Benvenuti niederlegte, nachdem derselbe vollständige Amnestie versprochen hatte. Allein diese Amnestie ward nicht gewährt; diejenigen Rebellen, welche mit den Waffen in der Hand erfaßt worden, büßten durch schwere Kerkerstrafe; gegen Andere wurden Hochverrathsprozesse geführt; genug, bald sah es trüber aus denn ehedem.

Diese Vorgänge erfuhr Ottavia nur sehr unzusammenhängend; man schenkte ihrer eifrigen Theilnahme keinen Glauben . . . was hatte sie, eine Ossunna, mit Rebellen-Schicksalen gemein? Man belächelte ihre Forschungen, zuckte die Achseln; ja, warnte sie sogar, dergleichen mißliebige Sachen ernst zu nehmen.

In ihrem Zimmer, wo Valerio's Myrtenreis im Blumenkübel gedieh, schmiedete sie unausführbare Fluchtpläne . . . wie zu Schiffe steigen? in welcher Verkleidung? mit wessen Passe? Sie durfte ja nicht einen Schritt unbegleitet auf die Straße hinauswagen . . . so sehr des Vaters Diener und Beamte ihr ergeben waren, so fürchteten doch Alle des Herzogs entsetzlichen Zorn.

Nach längerer Zeit kam der Graf von Syracus wieder nach Sicilien, dessen Vicekönig er einige Jahre später wurde; auf einem Feste, welches ihm zu Ehren die Familie de Ossunna gab, vernahm Ottavia unvorbereitet, wie Prinz Leopoldo sagte:

„Dort steht Merkur, der glücklich restaurirte, auf dem alten Platze . . . was mag aus dem armen Flaminio geworden sein, nun sein Bruder als Rebell erschossen ward! Ich habe Alles daran gesetzt, die Execution zu hintertreiben; ich schmeichelte mir, die Fürbitte des Königs von Neapel zu erlangen; aber grade dergleichen schlägt mir mein Bruder rundweg ab . . . wenigstens rettete ich Flaminio vor dem Bagno . . . schon lag die rothe Jacke des Galeerensklaven bereit für ihn . . . ach, was ist dem Armen nunmehr die Freiheit, das Leben!" —

Bevor der Tag graute, war Ottavia im Kloster der Benedictinerinnen; aus dem elterlichen Hause hatte sie nichts mitgenommen, als den Myrtenstock und ein Medaillon mit Valerio's weicher, brauner Locke. —

„Sie wird es nicht aushalten," tröstete der Herzog die weinende Mutter, „sobald ihr Noviziat zu Ende, kehrt sie wieder, die verwöhnte kleine Dame."

Sie kehrte nicht heim, sie blieb im Kloster und altert neben der Myrte, welche in der stillen Zelle alljährlich frische Blüthen treibt.

Hiermit endete die Nonne ihre Erzählung. Margarita legte den Kopf in Ottavia's Schooß, zu tief ergriffen, um Worte hervorzubringen.

Friedlich glänzten die Sterne über dem einsamen Klostergarten.

Zehntes Capitel.

In Beatrice war in Folge der jüngsten Ereignisse ein ganz neues Gefühl rege geworden. Die geselligen Kreise, welche sie mit so großer Gewandtheit und Lebhaftigkeit zu beherrschen gewußt, galten ihr plötzlich gar nichts mehr; ihr Denken und Trachten weilte nur noch bei Medoro und seiner Zukunft; allerdings mischte sich Ehrgeiz in diese Zärtlichkeit: es peinigte die Baronin, den Stamm der Ossunna's auf Sicilien aussterben zu sehen; sie selbst kinderlos ... Ottavia, eine Himmelsbraut ... sollte das Vermögen, der stolze Grundbesitz auf weitläufige Verwandte, auf lachende Erben übergehen? unerträglicher Gedanke! Beatricens Haß gegen die Schwägerin Angiolina loderte von Neuem hell empor; Jene hatte das liebebedürftigste Herz zertreten, hatte Beatrice's Hoffnung auf einen Neffen nicht erfüllt und stand nun als Hinderniß allen ferneren Ausführungen im Wege ...

Was die Baronin an mütterlicher Fürsorge auf eigene Kinder nicht hatte übertragen können, das wendete sie nun mit doppeltem Eifer dem Bruder und Margarita zu. Gewissermaßen im Sturm eroberte sie Medoro's volles Vertrauen, während er sonst geradezu vermieden hatte, sich Beatrice zu entdecken; ihre unbegrenzte Opferfähigkeit, dabei ihre tapfere, energische Art, vor Allem ihre schwärmerische Anerkennung Margarita's gewannen ihr des Herzogs tiefinnerste Gedanken. Dem Scheine nach that sie keinen Schritt ohne Medoro's Genehmigung, indessen flog dennoch manches Briefchen, was sie für sich behielt, zwischen ihr und Padre Vincenzo hin und her.

Während Margarita im Kloster weilte, war Beatrice's erstes Werk, den Capellmeister für Don Medoro versöhnlich zu stimmen; hierbei hatte sie leichtes Spiel; Don Cosimo suchte selber den Herzog auf, Beatrice hatte ihn bereits entfernt; Medoro sah die Nothwendigkeit einer längeren Trennung von Margarita ein, und blutenden Herzens ging er nach Messina; einem persönlichen Abschied fühlte sich Keiner der Liebenden gewachsen.

Länger als eine Woche litt Cosimo seine Tochter nicht unter den Benedictinerinnen; er führte sie ge-

rades Weges nach dem Molo und bestieg mit ihr und Teresa den Dampfer, welcher nach Livorno ging; nach einem kurzen Aufenthalt am Lago Maggiore war er gesonnen, mit seinen Damen den Sommer in der Schweiz zu verleben. Sein Schmerz über Adalberts Tod hatte viel von seinem Stachel verloren, seitdem er sich überzeugt, Margarita betraure in ihm nur Berners Freund, nicht den eigenen Verlobten. Bei Teresa's dringender Mahnung „Palermo's Sonne versengt Margarita" hatte sich der arglose Maestro wenig oder garnichts gedacht; er arbeitete wieder an einer neuen Oper.

So fuhr er beruhigt über's Meer.

Berner wartete auf Nachrichten aus Berlin, wohin er den schwarzversiegelten Brief mit der Todesbotschaft an Adalberts Schwager gesendet; er hatte sich erboten, die Leiche bis Genua zu geleiten; seine Arbeiten fortzusetzen, fehlte es ihm an Kraft; erst im Herbste wollte er die Gemälde in der Villa Gonzales vollenden. Des Freiherrn tragischer Tod war ihm tief gegangen; seine Seele blutete; auch äußerlich schien er um zehn Jahre gealtert. Dem Capellmeister, welchem er im Leben Alles, Alles vergeben hatte, trug er zum ersten Male die Leichtblütigkeit nach.

„Er besitzt eine Gramunfähigkeit," sagte sich der Deutsche, „welche kaum von Gewissenlosigkeit zu unterscheiden ist." —

Traurige Tage folgten den ersten, glänzenden, welche der Maler am leuchtenden Golfe in reichster Abwechslung verlebt hatte; zum ersten Mal erregten die südlichen Farben ihm förmlichen Augenschmerz; langsam, ach so langsam schlichen die Sommertage dahin; in jeder Thätigkeit fühlte sich der Betrübte gehemmt; es war Alles in ihm wie zertrümmert; der Gedanke an den Gram der Freifrau Hildegard raubte ihm Schlaf und Ruhe. Er, sonst der Lesebegierigste, konnte kein Buch zur Hand nehmen.

Da war es denn eine Art von Erlösung — wenigstens eine Unterbrechung der Betäubung — als die Nachricht eintraf, Berner werde in Genua erwartet; dort wollten die Eichen'schen Verwandten die sterblichen Reste des Freiherrn in Empfang nehmen und von dort nach Preußen in das Erbbegräbniß bringen.

So waren nun alle Diejenigen, welche zu Anfang unserer Erzählung in harmonischem Verkehr gestanden, in die verschiedensten Länder und Gegenden zerstreut.

Nur Beatrice hielt in Palermo aus; ihr ungebrochener Muth imponirte bald Denen, welche am lautesten „den Mörder des Blonden“ verwünscht hatten. Die Baronin wußte zu ebnen und zu glätten, wo es am nothwendigsten war; sie erschöpfte sich in Zuvorkommenheiten gegen Personen, welche ihr zuwider waren; um Medoro's Popularität glänzend herzustellen, versäumte sie nicht das Geringste.

Und so hieß es denn bald: „Es ist wahr, den Ossunnas widersteht Niemand.“

Margarita's Abwesenheit beschwichtigte außerdem die allzuheftige Eifersucht der aristokratischen Damen, welche es wohl litten, daß Medoro „keine Partie“ für sie war, aber welche eine ernste Liebe seinerseits nie geduldet hätten. Man glaubte den Aussagen der Wespe nicht länger; sogar Palmyra verlangte nichts Besseres, als sich „das Märchen“ von der vorsichtigen Beatrice ausreden zu lassen.

„Der Zweck heiligt das Mittel,“ wiederholte sich täglich die Kämpfende, „kann ich meines Bruders Lebensglück nicht anders befestigen als durch Intrigue und — wenn es sein muß, durch Gewalt, — immerhin, es sei! Ottavia ging zu Grunde . . . schade, daß dem reizenden, außergewöhnlichen Mädchen der

dumme Bildhauer begegnen mußte! — Ich selber fand in der Ehe mehr Langeweile als Anregung ... Medoro lebe Du für uns!" — —

Don Cosimo wollte in Luzern mit einem befreundeten Musiker aus Deutschland zusammentreffen; daher miethete er eine Villa in der Nähe des kleinen Rigi, kaufte für seine Perle eine frischmilchende Ziege und eine Barke, den Vierwaldstädter-See zu durchkreuzen, — „Du hast schon frischere Farben, theures Kind," bemerkte er wohlgefällig nach den ersten drei Tagen, „in dieser reinen Gebirgsluft wird sich bald Deine Appetitlosigkeit verlieren ... Schade nur, daß die Tannen der vielgepriesenen Schweiz von so traurigem Dunkelgrün, die Seen von schieferblauer Farbe! und die Wiesen und bewaldeten Berge: Spinat, alles Spinat."

Daß Lauri sich über Margarita's Befinden Illusionen machte, war ihm zu vergeben, denn die kindlich hingebende Tochter wußte dem Vater ihre Seelenpein und körperliche Hinfälligkeit vollkommen zu verbergen; wo die meisten Mädchen schlechter Laune werden, eigensinnig und undankbar, da lächelte sie lieblich und bestärkte Don Cosimo's Glauben: sie befinde sich wohl, sie lebe wunschlos neben ihm.

Auch Teresa's schweren Stand bemühte sich die rücksichtsvolle Margarita zu erleichtern; sie sprach in heitern Worten zur Erzieherin; freilich schnürte es ihr die Kehle zu und gewaltsam rang sie oft nach Luft; unter dem Vorwande, eine Blume zu pflücken, entfernte sie sich auf den Spaziergängen mitunter von Teresa, nur um die hastig hervorströmenden Thränen ungesehen abzuwischen. Die Sehnsucht nach Medoro trank ihr bestes Herzblut; der Puls ging matter und matter. Nach einigen Wochen war sie nicht mehr im Stande, Berge zu steigen; daß sie sich, wie die meisten Damen, zu Tragsesseln bequemte, fiel weder dem Vater noch Teresa auf.

Im altmodisch aber bequem ausgestatteten Salon des gemietheten Landhauses stand Margarita oft vor einem verblichenen Sepia-Gemälde: Ludwig der Vierzehnte und die La Vallière waren darauf abgebildet, und zwar in jenem Momente, wo der König, strahlend von Jugend und Liebe, das Hoffräulein aus dem Kloster zurückholt . . . und Margarita dachte dabei: „Wenn Medoro unerwartet so bei mir einträte! . . . Ach, er wird nicht kommen, mich abzuholen, er vergaß mich längst."

Der Capellmeister erhielt häufig Briefe aus

Palermo; freilich ging der schriftliche Verkehr zwischen den verschiedenen Ländern Europa's langsamer als heute von Statten, aber Cosimo blieb dennoch in ununterbrochener Beziehung zu den südlichen Freunden. Beatrice bezauberte ihn aus der Ferne mit ihrer gewandten Feder; sie schrieb gern in französischer Sprache; für Margarita legte sie jedesmal ein sorgsam geschlossenes Brieflein bei, worin sie — auf Italienisch — ihrem Wunsche, „das Kind" zur Schwester zu haben, den glühendsten Ausdruck lieh. Gewissenhaft lieferte der discrete Vater seiner Tochter jedes Briefchen ab: ein Feuerbrand zwischen dünnem, rosenfarbnen Papier gelangte auf diese Art in Margarita's Hände. Oft schrieb Medoro einige Zeilen auf demselben Blatte, — genug, Margarita lebte in beständiger, innerer Aufregung. War sie doch den verführerischen Einflüssen nach wie vor ausgesetzt. Ueberdies lehrt eine alte Erfahrung, daß eine geliebte Person durch nichts in so hohem Grade idealisirt wird, als durch die Entfernung.

Teresa versprach sich viel von einer bevorstehenden Begegnung zwischen Lauri und der Gräfin Rossi, der ehemaligen Henriette Sonntag; letztere wollte in der Schweiz eine Molkenkur gebrauchen, war unsern

Freunden berichtet worden. Margarita's Erzieherin schilderte wiederholt Berlins Vorzüge während einer Wintersaison; sie schmeichelte sich einige Zeit lang mit der Hoffnung, die nordische Nachtigall werde Vater und Tochter magnetisch nach sich ziehen, als auf einmal Don Cosimo ärgerlich ausrief: „Teresina, was fabeln Sie von Berlin! Die Familie von Eichen-Liebenburg in Sack und Asche! und wir sollten musiciren und guter Dinge sein? Das würde den übelsten Eindruck hervorbringen. Ueberdies ist es zu kalt dort oben ... sagen Sie mir, was fehlt uns in Palermo?"

„Hier ist guter Rath theuer," seufzte Teresa in tiefster Niedergeschlagenheit, „wie beginn' ich es, unserm unpraktischen Maestro die volle Wahrheit beizubringen? Margarita selber müßte es über sich gewinnen, ihm ihr Herz zu eröffnen, ihm zu sagen: laß uns Palermo, ja selbst die Erinnerungen daran, vermeiden. — Freilich, sie will nicht störend in das behagliche Leben und Weben des greisen Künstlers eingreifen . . . Wäre sie zehn Jahre älter, so würde ihr Talent über die Liebe siegen; jetzt vernachlässigt sie Gesang und Harfenspiel."

Die Tage begannen kürzer zu werden; im Garten vor der hochgelegenen Villa verblühten die Rosen;

statt ihrer entfalteten die herbstlichen Astern ihre violetten Kelche; trotzdem waren die Hotels und Pensionen von Fremden überfüllt; nun begann ja die Zeit des Alpenglühens.

„Wie einsam das Fräulein Jüngferli ihr junges Leben hinbringt," sagte die Gärtnersfrau oftmals zu Teresa, während die Spaziergänger draußen am Abhange auf der Fahrstraße hin- und herwogten und Margarita nachdenkend auf dem Perron vor dem Hause saß, „in so jungen Jahren müßt' sie umherspringen wie ein Rößli."

Margarita hatte von jeher eine gewisse Scheu vor Reisebekanntschaften gehabt; jetzt lehnte sie noch viel entschiedener jede Verbindung mit „angenehmen Leuten" ab. Lauri schickte sich in ihren Willen; auch er verkehrte nur mit seinem deutschen Collegen; übrigens saß er von Sonnenaufgang bis zur Mittagszeit und wieder des Abends bei seiner Opernpartitur.

So lebten die Drei mehr nebeneinander als miteinander.

Teresa ging zu Zeiten, wo der Weg zwischen dem Landhause und dem kleinen Rigi einsam war, still für sich spazieren. Zwei Personen pflegten ihr alsdann regelmäßig zu begegnen: eine alte, schwarz-

gekleidete Dame am Arme eines bleichen, interessant aussehenden Mannes; wahrscheinlich Mutter und Sohn. Beide gingen meist schweigend einher; mit schwermüthigem Blick sahen sie in die Landschaft hinaus, als könne ihnen das herrlichste Naturschauspiel nicht viel des Trostes bieten; offenbar vermieden auch sie den bunten Schwarm der zufriedenen Menschen, welche zu bestimmten Stunden desselben Weges kamen.

Der edelste und tapferste Mensch ertappt sich auf der Schwäche, in einem Leidensgefährten einen tröstlichen Anblick zu sehen, im Gedanken: „ich bin nicht allein unglücklich," eine bittersüße Genugthuung zu finden.

„Was mag denen wohl das Herz drücken?" fragte sich Teresa jedes Mal voller tiefster Theinahme, sobald das unbekannte Paar schweigend, mit bescheidenem Gruße, an ihr vorüberkam; ja, sie mußte sich Gewalt anthun, den Fremden nicht die Hand zu reichen, ihnen nicht zu sagen: „ich würde Euch gerne helfen."

Ein Zufall fügte es, daß Teresa wirklich Näheres über die Traurigen erfuhr: Letztere gingen am Garten des Laurischen Schweizerhäuschens vorüber, als ein scheu gewordenes Pferd des Weges einhergaloppirte; die alte Dame stieß einen leichten Schrei

aus; blitzschnell faßte der junge Mann sie an der Hand und zog sie durch das Gitter in den Garten hinein. Teresa eilte herbei und nöthigte die Erschrockenen freundlich zum Nähertreten; instinctmäßig hatte sie französisch gesprochen; im selben Idiom wurden ihr Dankesworte erwiedert. Den dargebotenen Trunk Wasser nahm die schwarzgekleidete Mutter des bleichen Sohnes; Eau de Cologne und sonstige Stärkungsmittel lehnte sie bescheiden ab. Es lag etwas außergewöhnlich Vornehmes und gleichzeitig Demüthiges in beider Wesen. Indem der junge Mann seinen Hut gelüftet, hatte Teresa bei sich gedacht: „Welch ein schöner, tieftrauriger Christuskopf . . . es fehlen nur die Dornen . . . offenbar trägt er sie im Herzen.“

Wie bei dergleichen Gelegenheiten ein Wort das andere hervorruft, so erfuhr Teresa, daß sie russischen Kurgästen eine Freistatt im Garten geboten hatte. „Man sendete uns von Petersburg nach der Schweiz, um wieder zu Kräften zu kommen,“ erklärte die Dame; melancholisch lächelnd fügte sie hinzu, „bis jetzt will es nicht sonderlich frommen, daß wir die Reise unternahmen; noch sind wir Beide leidend, mein lieber Sohn und ich.“

Margarita trat auf den Perron hinaus; statt beim Anblick der Fremden gleich wieder zurückzutreten, kam sie ausnahmsweise ganz vertraulich auf dieselben zu. Es kam allerdings nicht zu einem tiefer führenden Gespräche, Alles bewegte sich auf der Oberfläche; aber offenbar nur, weil sämmtliche gewisse Anklänge fast ängstlich vermieden . . . sie fühlten trotzdem: „wir sind auf andern Gebieten heimisch, wir Alle, die wir uns hier begegnen . . . in schöneren Zeiten hätten wir gern miteinander verkehrt . . . nun ist uns jede Lust am besten Umgang verdorben.“ —

Bevor die Russin und ihr Sohn sich verabschiedeten, machte Teresa Beide auf eine herrliche Aussicht aufmerksam, welche sich von einem bestimmten Punkte des Gartens darbot; indem der nahe Weg dorthin eingeschlagen ward, ging Margarita mit der alten Dame voraus; Teresa folgte mit dem Sohne.

Im selben Augenblick tönte Lauri's Clavierspiel aus dem Hause; er phantasirte aus seiner Oper. Nun bewegten sich die Fremden nicht von der Stelle, bevor der Maestro geendet hatte; der slavische Musiksinn schien besonders ausgebildet in ihnen.

„Ich glaube," versetzte der junge Mann, indem er seine Mutter liebreich ansah, „diese Klänge heilen besser als eine ganze, regelrechte Molkenkur."

„Versuchen Sie es daher mit diesem musikalischen Heilmittel, ob es anschlägt," sagte Margarita, „mein Vater spielt täglich um diese Stunde."

Dankbar blickte die Frau auf das zarte Mädchen, welches ihrem Sohne einen solchen Liebesdienst erweisen wollte.

„Wer dürfte so etwas ausschlagen?" nahm sie für ihn das Wort.

Und wirklich am folgenden Tage kehrten Beide wieder. Teresa besuchte ihrerseits die beiden Patienten, welche so anspruchslos und abgeschieden sich selber lebten. So entstand ein täglicher Verkehr zwischen beiden Theilen, ein Verkehr eigenthümlichster Art: anfangs fragte Niemand nach den gegenseitigen Namen; es genügte, sich als Personen von gutem Ton erkannt zu haben. Nie kam es zu einer indiscreten Neugier; Niemand griff in des Einen oder des Andern Gewohnheiten ein.

Teresa hatte es lediglich der eigenen Güte und Verständigkeit zuzuschreiben, daß die bleiche Frau in Schwarz ihr endlich zu verstehen gab, wodurch sie

und ihr Sohn hoffnungslos, krank an Leib und Seele geworden: der schöne Dmitri mit den traurigen Augen war Hofprediger in Sanct Petersburg; durch seine ausgezeichneten Charaktereigenschaften hatte er früh eine bedeutende Stellung unter der griechischen Geistlichkeit erlangt.

Er war vermählt gewesen; bald entriß ihm der Tod sein junges Weib; nun war sein Haus verödet, auf immer; denn keine zweite Ehe wird dem griechisch-katholischen Priester gestattet; er muß, den Gesetzen nach, Wittwer bleiben. Da traf es sich, daß Dmitri sein heiliges Amt bei der Todtenfeier eines Fürsten Woronzoff zu verwalten hatte; in seinem goldbrocatenen Mantel sah er aus wie ein Bibelköng. Die Nichte des Verstorbenen, eine junge Prinzessin Gagarin, sah ihn am Katafalke inmitten der Weihrauchwolken; er schien ihr ein Wesen höherer Art; sie kniete vor ihm nieder, den Saum des goldenen Gewandes küssend; er glaubte seinerseits in der holden, ätherischen Gestalt einen Engel zu erblicken. Das war der erste gegenseitige Eindruck.

Dmitri blieb Seelsorger der Familie und wurde dadurch ebenfalls „der geistliche Vater“ der reizenden Jvanovna. Diese, durch eine böse Stiefmutter

gequält, suchte Trost bei dem allgemein verehrten und beliebten Geistlichen. Aber sie waren Beide jung, staubgeboren — er hätte von Stein, leblos und fühllos sein müssen, um ihren Thränen, endlich ihren eigenen Geständnissen starre Tugend, kaltes Pflichtgefühl entgegenzusetzen; sie lag ihm zu Füßen, sie umfaßte seine Kniee, — da kamen auch über seine Lippen verbotene Worte, sie bekannten einander ihre hoffnungslose, von Welt und Gebräuchen verdammte Liebe, welcher keine Gegenwart, keine Zukunft blühte.

Seinen Beruf aufzugeben, hinderte ihn sein peinvoll zartes Gewissen; in den Augen seiner Amtsbrüder — welche er durch seinen Einfluß veredelt hatte — wäre er entehrt gewesen. „Der will sich's bequem machen, ein reiches, vornehmes Mädchen heirathen," zischelte es schon in verschiedenen Kreisen. Durfte er einer weltlichen Liebe Alles aufopfern? frommte ihm nicht in der That Entsagung?

Scheelsücht'ge Menschen drängten sich zwischen die Prinzessin und Dmitri; die Stiefmutter schilderte ihn der reizbaren Ivanovna als einen haltlosen Träumer, welcher nie im Stande eine außergewöhnliche Leidenschaft zu erwiedern. Ihm selber ließ diese gefährliche Frau einflüstern: er solle die excen-

trische Aufwallung einer Koketten nicht zu ernst nehmen, — genug, er entfernte sich von ihr, dem Inbegriff aller Seligkeiten von Diesseit und Jenseit . . . denn ach! ohne Ivanovna hätte er den Himmel selber nicht bewohnen mögen; da half kein Glaube, kein Gebet, kein feierlicher Ritus mit Orgelklang und Hymnen . . . wohl drängten wie sonst die Leidtragenden zu ihm heran, durch seinen Zuspruch aufgerichtet zu werden, — aber was konnte er ihnen noch geben, da er im Herzen von seinem Gotte abgefallen war? Nun, da er an seinem Platze geblieben und den Schein bewahrt, nun schalt er sich erst vollends meineidig. Innere Zerrissenheit, tiefster Gram untergruben sein Dasein, was friedlich und harmonisch gewesen.

Aus verzweifelndem Trotze warf sich Ivanovna unterdessen in den Strudel weltlicher Zerstreuungen; sie reichte einem ungeliebten Manne die Hand vor dem Altare. Mit grausamer Lust verfolgte nun ihr bitterster Sarcasmus den unglücklichen Dmitri; sie wußte ihn den Familien, von denen er fast angebetet war, zu verleiden; überall trat sie als Dmitri's Todfeindin auf. Der Tiefgekränkte begann hinzusiechen; ein Brustleiden, erblich in seiner Familie

von mütterlicher Seite her, zeigte sich bei ihm; anfangs vernachlässigte er es, besonders hielt er es vor seiner treuen Mutter geheim; diese war Wittwe geworden und es bli·b ihr nichts auf Erden als Dmitri. Endlich vermochte er nicht länger das russische Klima zu ertragen; schweren Herzens brachen Beide auf und gingen nach Deutschland. In Ems begegneten sie der gefeierten, fieberhaft aufgeregten Jvanovna, welche längst ihren guten Ruf eingebüßt hatte; Dmitri bekam einen Blutsturz, in Folge dessen die Aerzte ihn für unheilbar erklärten, falls er nicht fortan ganz und gar nach ihrer strengsten Vorschrift lebte. Nun ging es nach der Schweiz; Luzern heimelte die Mutter an; auch sie war körperlich sehr gebrechlich, durch die Krankenpflege selbst erkrankt.

„Ist es zu verwundern, daß wir jedem Umgang ausweichen?“ sagte die Frau im Trauerkleide zu Teresa, „nicht daß wir die Menschen haßten nach unsern trüben Erfahrungen, aber wir selbst wurden gar zu unerquicklich.“

Teresa tröstete liebreich die ängstliche Mutter, machte sie darauf aufmerksam, wie Dmitri sich in der schweizer Luft zusehends erholte. „Das bewirkt das Clavierspiel des italienischen Meisters,“ meinte

die Russin, „Dmitri sagt immer, diese Spielart erschlösse ihm eine neue, sonnige Welt. Ja, ich meine, es war eine höhere Fügung, welche uns Nord- und Südländer zusammenführte . . ."

Als Margarita die Herzensgeschichte des Kranken erfuhr, empfing sie den tiefsten Eindruck davon; still und abgesondert verbrachte sie den ganzen Tag im schattigsten Dunkel des Gartens. „Also auch ein Märtyrer seiner Liebe!" seufzte sie und hing ihren Gedanken nach, — „er leerte den Kelch bittersten Leidens . . . wie mag ihm zu Muthe gewesen sein, als Ivanovna heirathete!! Solch herbes Weh kenn' ich noch nicht, doch wer weiß, wie bald mir das Schlimmste droht! wer weiß! Medoro kann mich vergessen . . . wer bürgt mir dafür, daß er die Standhaftigkeit seiner Schwester Ottavia besitzt?"

Ein geheimes, nicht zu bannendes Grauen überschlich des Mädchens Seele; neue Sorgen, neues Grämen gesellte sich den alten Schmerzen. Ach, wie traurig ist es, jung zu sein! —

„Wie lange sind wir eigentlich in Luzern?" fragte Margarita eines Morgens die treue Teresa.

„Ueber fünf Wochen . . . lebst Du so in den Tag hinein, ohne Dich darauf zu besinnen?"

„Vergieb, ich glaubte: seit Jahren . . . doch nein, das war es nicht, was ich sagen wollte . . . sieh' da, der Briefbote!"

Margarita, seit längerer Zeit ohne Nachricht von Beatrice, ging dem Briefträger klopfenden Herzens entgegen; sie nahm italienische Zeitungen unter Kreuzband in Empfang, verschiedene Briefe an Lauri . . . alles unbekannte Schriftzüge . . . halt noch ein Brief zu guter Letzt an Margarita selber mit dem Poststempel „Messina," von Dora Ormonds Hand.

„So lieb Margarita ihre drei Cousinen, so ließ sie dennoch eine geraume Zeit vergehen, bevor sie das Siegel brach; sie fieberte einem Briefe aus Palermo entgegen; der gerade blieb aus; was sollten ihr andere Nachrichten?

Langsamen Schrittes begab sie sich an den Gartentisch unter einen uralten Lindenbaum, dessen herzförmige Blätter noch im schönsten Saftgrün prangten.

Teresa hatte sich in das Haus zurückgezogen.

Eine halbe Stunde später kehrte Lauri von einem Spaziergange zurück; er hatte seinem Kinde einen Strauß Hepathica-Blüthen und verspäteter Genzianen gepflückt; noch ermüdete es ihn nicht, sich wiederholt

zu bücken; galt es überdies, Margarita zu erfreuen, (sie liebte vorzugsweise Wiesenblumen,) so fühlte er sich jugendlich gestählt, so wuchsen ihm die Flügel.

Gewöhnlich erwartete ihn die Tochter an der Gartenthüre . . . wo blieb sie heute?

„Margarita mia! — Dort hängt ihr Hut an einem Fliederstrauche — Ha, dort schimmert ihr Kleid! unter der Linde!"

Wohl saß Lauri's Tochter im Blätterschatten daselbst, aber todtenbleich, unbeweglich.

Der Capellmeister ließ die Blumen zur Erde fallen, umschlang sein Kind und rief um Hülfe.

Im Nu eilte Teresa herbei.

„Irgend eine Nachricht muß unser Kind erschüttert haben," ruft sie aus und deutet auf einen offenen Brief, den Margarita's erstarrte Finger noch krampfhaft festhalten.

„Lesen Sie, Teresa, lesen Sie! — Was könnte dem Kinde so nahegehen?"

„Dora Ormonds-Handschrift . . . erst Ihr Flakon, Maestro . . . Gott Lob, sie belebt sich . . . fürchten Sie nichts, es war eine Anwandlung von Ohnmacht . . . besser, ich führe Margarita auf ihr Zimmer."

Don Cosimo durchflog mit dem raschen Ueberblick des Musikers den offenen Brief, welcher einfache Reisefacta enthielt: Ormonds waren von ihrer großen Tour wieder in Messina angelangt, um daselbst mit einem Verwandten aus Kairo zusammenzutreffen.

„Dieser etwas trocken gehaltene Bericht war nicht die Ursache," sagte sich Lauri . . . „Aber hier steht noch etwas auf dem Rande . . . eine Engländerin ist nicht glücklich, wenn sie nicht kreuz- und querschreiben kann; practischer wäre es doch, ein neues Blatt zu nehmen; dies ist wirklich schwer zu entziffern, selbst für einen Capellmeister . . . halt, was berichtet sie da von der Herzogin de Ossunna?"

Lauri strengte seine Augen an und las:

„Soeben erfahre ich eine Nachricht, welche, wie Du wohl denken kannst, im ganzen Königreich beider Sicilien große Aufregung hervorrief: die Herzogin de Ossunna, Eures Freundes geschiedene Gattin, ist kürzlich auf ihrer Villa bei Neapel von einbrechenden Räubern erschossen worden. Ihr werdet gewiß Näheres über die Sache hören. Don Medoro verweile in Tunis, sagte man uns."

Elftes Capitel.

Zum Gipfel der Glückseligkeit an einer Leiche vorüberzuschreiten, erfüllte wohl den Abgehärtesten mit Schauder, um wie viel mehr ein weiches Mädchenherz!

Margarita konnte nicht anders, als tieferschreckt bei der verhängnißvollen Kunde zusammenzucken ... wie eine Lähmung aller Kräfte kam es über sie ... und so, mit stockenden Pulsen glaubte sie tief, tief in einen Abgrund hinabzusinken. Auch nachdem sie zur Besinnung zurückgekehrt, wogte es noch wie ein Chaos um sie her; es dröhnte dumpf in ihrem Kopfe, als hätte sie wirklich einen Fall in's Bodenlose gethan.

Ja, Medoro war frei! die kühnsten, verwegensten Träume sollten sich verwirklichen; verschwunden alle Hemmnisse, geebnet alle Pfade. Aber durch welchen grauenhaften Zufall! Wehe, ein blutiger Thau lag auf allen Blumen der Zukunft!

„Durch unsere sündhafte Liebe, durch unsere gottlosen Wünsche beschworen wir das düstere Verhängniß herauf, — eine Unschuldige wurde davon ereilt. Darf ich es mir verhehlen, daß insgeheim unsere Gedanken jene dritte Person aus dem Wege wünschten? O, wie sich nun mein Inneres davor entsetzt!"

Und sie schämte sich, die goldenen Sonnenstrahlen, das reine, keusche Licht in ihr Zimmer herein zu lassen. Die Fenstervorhänge dicht herablassend, verbreitete sie Finsterniß im Raume.

O, wie oft, oder vielmehr wie unabläßig hatte sie sich den Moment ausgemalt, wo Medoro ihr verkünden würde: „Ich habe den Dispens," — und wo sie selber, inbrünstig auf die Kniee stürzend, ihrem Schöpfer Dank zujauchzen würde.

Wie anders nun! Schreckgespenster umkreisten sie; nicht das leiseste Glücksbewußtsein dämmerte in ihr auf. Ueberdies begann ein zaghafter Verdacht hinsichtlich des Geliebten, ihre Seele zu bestürmen: „Liebt er mich noch?" dieser Verdacht steigerte sich zur Todesangst . . . „warum entfernte er sich so weit nach Tunis? — Er wird eine Andere gesehen, mir vorgezogen haben, nun der Reiz des Verbotenen unserm

Verhältniß entwichen! Eine Andere heimführen! Höllengedanke!"

Sie sah sich bereits einem ähnlichen Schicksal, wie demjenigen des armen Dmitri, preisgegeben.

„Mitleid, mein Gott und Herr!" betete sie unter tausend Thränen.

Da klangen tröstende Laute in ihr dunkeles Gemach . . . so weihevoll, so wundermild . . .

Ihres Vaters Spiel gesellte sich ihrem Gebete, und verlieh diesem den rührendsten Ausdruck; die berühmte Kirchenarie Stradella's „Pieta, Signore!" klang unter Lauri's Händen weich und schmelzend hervor. Stradella's ganze Wesenheit kommt in dieser überirdisch schönen Hymne zum Ausdruck; sie steigt himmelwärts wie süßester Weihrauch, wie der Duft einer schwärmerischen Seele. An eben diese Arie schließt sich die bekannte Tradition: der Apollo della Musica (so nannten die Römer Stradella) habe sie in einer Kirche gesungen mit so weicher, bezaubernder Stimme, daß zwei Banditen, welche gedungen waren, den Liebeskundigen zu tödten, die Dolche fortwarfen und reuig auf die Kniee fielen.

„Pieta, Signore!" stimmte Margarita ein und sang zum ersten Male nach langen Wochen mit lauter

Stimme; da schmolz das Entsetzen aus ihrem Busen weg und allmälig beschwichtigte sich ihr Empfinden ...

Sie gewann es über sich, das Fenster zu öffnen; der Himmel hatte sich leicht umwölkt; feine Nebel umdufteten die Umrisse der Alpen; über der Gegend lag tiefer Sonntagsfrieden; aus der tiefer liegenden Stadt klangen die Kirchenglocken. Margarita feierte Gottesdienst im Anschauen und Anhören.

Teresa öffnete einige Male behutsam die Thüre, um nach ihrem Schützling zu sehen; den Brief hatte sie unterdessen gelesen. Ohne Margarita anzureden, zog sie sich discret zurück, deutlich fühlend, daß jedes Wort zwischen ihr und Margarita vom Uebel wäre. Taktvolle Menschen wissen, daß solche Seelenzustände ohne Zeugen, ohne Zuspruch durchgekämpft werden müssen.

Erst spät am Abend saßen die ältere und die junge Freundin beisammen; da kam nach und nach Hoffnung und Hoffnungslosigkeit zur Sprache; es lag in der Natur der Verhältnisse, daß bittere Zweifel die Liebende wieder und wieder mit düstern Ahnungen erfüllten.

„Ob es ihm jemals so tiefer, heiliger Ernst gewesen, was er mir unter brennenden Thränen zuge-

flüstert? Entsinnt er sich überhaupt meiner, die sich in der Ferne zu Tode grämt? Könnte es nicht der Fall sein, daß jener plötzliche, gewaltsame Todesfall sein Inneres erschüttert, in den tiefsten Tiefen gewendet, mit einem Worte: ihn von mir entfernt hätte, entfernt in der moralischen Bedeutung des Wortes?"

Margarita faßte Teresa's beide Hände und sah ihr starr mit trostloser Ungewißheit in's Auge.

„Kind, nach menschlicher Berechnung gehört er Dir fortan, unverlierbar."

„Du sagst das so traurig, Teresa mia, so über Alles wehmüthig, daß ich wohl herausfühle: Du glaubst nicht daran."

„Seit wann zweifelst Du an mir? Kam je im Leben eine Unwahrheit über meine Lippen?"

„Vergieb, himmelsreine Seele! rechte nicht mit meinen Worten und Gedanken . . . o, Teresa, Teresa, ich bin Deiner nicht mehr würdig. Und er? blieb ich für ihn jenes Ideal, wofür ich ihm anfangs gegolten? Indem ich mir Alles treu in's Gedächtniß zurückrufe, so tadle ich mich unaufhörlich: allzu rasch, allzu willig lieh ich seinen Betheurungen Gehör —"

„Ihr seid entsühnt durch den Tod der Herzogin.

Bitter genug ist's freilich, daß ein Grab diese Vereinigung vermittelt, indessen seid Ihr schuldlos; wir haben es hier einfach mit dem Fatum zu thun."

„Mir graut vor diesem Fatum; es vollzog sich an der einzigen Person, welcher er nicht wohlwollte, an der ich fortwährend Gedankensünden beging. Doch schon ereilt mich die Strafe: Medoro verläßt mich!"

„Hoffe!" ermuthigte Teresa.

Draußen am Garten gingen Melkerinnen vorüber und sangen lustige Jodellieder in die frische Herbstnacht hinein:

„Mein Schatzerl ist weiß, wie gefallener Schnee,
Doch Deiner ist braun, wie gebrannter Kaffee!" . . .

„Tritt an's Fenster, Margarita! Schau hinaus in das liebe Schweizerland, der Mond überstrahlt den See . . . wie beruhigend ist dieser Anblick! — Fasse, bezwinge Dich, liebstes Kind, — wir werden, wir müssen vom Herzog hören. Vielleicht ist er unterwegs nach Luzern . . ."

Margarita stieß einen hellen Schrei aus und zitterte am ganzen Körper. „Unterwegs?"

„Ich vermuthe es nicht anders —"

„Und wenn er fern, wenn er auf immer stumm bliebe?"

„Dann — — o, Du selber kannst Dir diese Frage beantworten —“

Margarita sah Teresa verwildert an.

„Dann mußt Du Dir gestehen, daß Du nichts an ihm verloren hast,“ entgegnete die Erzieherin fest und bestimmt.

Lauri's Tochter lächelte mitleidig. „So kurz und bündig? Teresa mia, Du liebst nicht. In Dir ist zu viel Stolz, Du wärst niemals dem Geliebten auf die Galeere, in's Fegefeuer nachgefolgt —“

„So lange ich an seinem Werthe nicht gezweifelt hätte, wäre ich ihm gefolgt. Nun genug, Liebchen! Uns thut Ruhe noth, so wenig wir auch schlafen werden.“

Die treue Pflegerin schloß Margarita tiefbewegt in die Arme. „Allliebender, nimm sie gnädig in Deinen Schutz!“ —

Am folgenden Morgen sah Margarita unbeschreiblich leidend aus; fiebrisch flogen ihre Pulse; ihre südlich reizbare Organisation war auch physisch in Aufruhr.

Lauri brachte die Blässe des zarten Kindes mit dem Ereigniß in Neapel durchaus in keinen Zusammenhang, trotzdem sprach er von nichts Anderm. Am

Frühstückstisch unter der alten Linde erging er sich in ausführliche Betrachtungen über den Vorfall; sein jovialer Sinn erfaßte sogleich das Vortheilhafte davon. „Medoro ist nun frei," sagte er und zündete sich eine Cigarre an, „er kann sich nun die Schönste aus aller Herren Länder wählen . . . Palmyra glaubt ohne Zweifel, den Sieg über alle Andern hinwegzutragen; allein, sie ist unserm Freunde geistig nicht ebenbürtig . . . eine Enkelin der Floridia wurde eben sechszehn Jahre alt; diese wird am Ende die neue Herzogin . . . Jedenfalls braucht der Stamm der Ossunnas nicht abzublühen . . . es war recht vernünftig vom Schicksal, die Räuber nach Neapel zu schicken: zum ersten Mal leisteten diese Mordkerle der Menschheit einen Dienst . . . Lassen Sie mir diese Lästerung hingehen, Teresa! Gott sei der Seele Angiolina's gnädig, aber Niemand sagte je ein gutes Wort über diese Frau. Mir selber blieb sie ganz unbekannt, ich begegnete ihr niemals, weil ich in der Zeit, während welcher sie mit dem Herzog zusammenlebte, außerhalb Italiens weilte . . . Unsere Baronin, die pikante Beatrice, trauert gewiß in rosenfarbenen Kleidern!"

„Sie schreibt gar nicht mehr,“ sagte Margarita zaghaft.

„Es mag ihr schwer sein, über den Tod ihrer Schwägerin zu schreiben: Trauer will sie nicht erheucheln und Freude an den Tag zu legen, verbietet sich von selbst.“ —

Giebt es eine Höllenmarter für die menschliche Seele, so ist es die Ungewißheit. Diese Qual, die langsam das innerste Lebensmark aufzehrt, vergaß der alte Florentiner seinen Verdammten aufzubürden, so unbarmherzig seine Phantasie die umgetriebenen Geister vom Wirbel zum Kreise treibt, so erfinderisch sein düsteres Genie in grausamen Strafen.

Drei Tage und drei Nächte hätte die beklagenswerthe Margarita in solcher „schwebenden Pein“ verlebt; aufgerieben an Geist und Körper, vermochte sie selbst vor ihrem Vater nicht mehr den Schein von Gesundheit und gleichmäßiger Laune zu bewahren; sie vermied ihn, so viel es sich thun ließ, um seinen ängstlichen Fragen und Blicken auszuweichen. Die tödtlichste Unruhe verzehrte sie. So lange die Sonne schien, so wünschte sie: „Wäre es doch erst Abend!“ Kam der Abend, welcher ihr die ersehnte Ruhe nicht zu bringen vermochte, so seufzte sie: „Mir war

leichter und freier zu Muthe während die Sonne schien."

Vollends die Nacht sank wie ein Alpdruck auf sie nieder . . . was brütet die Finsterniß im menschlichen Hirne für Phantome aus! Die Träume der Schlaflosen sind am furchtbarsten.

Den vollsten Gegensatz zu Margarita's Stimmung bildete draußen die „liebevolle Natur", wie Lauri sich ausdrückte. Anfangs hatte er sich an's Meer zurückgesehnt, allmälig aber den herrlichen Punkt am Vierwaldstätter See liebgewonnen; die Landschaft nämlich war bunter und mannigfaltiger durch das herbstlich gefärbte Laub geworden. Die Monotonie des dunkeln Grüns war durch roth-goldne Blätter auf das Malerischste unterbrochen; dazu das wunderbare Lichtspiel in den Luftschichten über den Alpen und dem Wasser . . . „mein Auge findet gewohnte Unterhaltung," freute sich der kindlich zugängliche Meister; und trotzdem in Luzern, wie überhaupt in der Schweiz, die eigentliche Saison vorüber war, so gab er noch kein Zeichen zum Aufbruch.

Die gesättigte Jahreszeit mit den krystallreinen, goldenen Tagen lockte in der That zum friedlichsten Genusse, zur gemüthlichsten Beschauung ein. In-

mitten ihrer Seelenangst regte sich bei Margarita das gewaltigste Verlangen nach Glück und Erfüllung. Wie würde jemals der Jugend das Entsagen leicht! gewöhnt sich doch selbst das Alter schwer daran!

Wie stieg Medoro's Bild in seiner ganzen Herrlichkeit vor ihr auf, wenn zu den offenen Fenstern herein die vollsten Düfte der „letzten Rose", der Levkoyen und Reseden wallten! wenn ein liebkosender Windeshauch die herabfallenden Blätter auf seine Schwingen nahm und hinab zur feuchten Tiefe wirbelte. Todesahnungen und nicht zu erstickende Lebenslust stritten in ihr. Tiefsinnend sang sie leise das Lied des deutschen Dichters:

„Es rauscht das rothe Laub zu meinen Füßen,
Doch wenn es wieder grünt, wo weil' ich dann?"

„Wo weil' ich dann?" wiederholte sie sich immer wieder und beantwortete die Frage mit dem trostlosen Seufzer „im Grabe."

Sie faßte den Entschluß, ihren letzten Willen niederzuschreiben und gleichzeitig ihrem geliebten Vater Alles mitzutheilen . . .

Schon griff sie zur Feder . . .

„Margarita!" rief es mit einem Male aus dem Garten herauf . . .

Wie aus einer Geisterwelt tönte der Laut: so wohlbekannt und süß . . . ein rasendes Entzücken überfluthete jählings die zum Leben Erwachende, wie damals an jenem Frühlingsabend im Palaste Ossunna, wo sie Medoro's Stimme zum ersten Male vernommen. Mit verhaltenem Athem lauschte sie: „O, weile Traum . . .“

Schritte kamen näher . . . der Schatten einer männlichen Gestalt zeichnete sich am Boden des Gartensaals . . .

Kein Zweifel mehr: er war's, er kam! Teresa hatte richtig prophezeit: Medoro stand auf der Schwelle.

Mit einem erstickten Wonnelaut schwankte die Glückliche dem Herzoge entgegen, auf den Wangen jene Geisterbläße, welche ein überwältigendes Gefühl mit sich bringt: fassungsloser Schmerz sowohl, als Trunkenheit der Freude.

Indem aber Medoro mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilte, da wich sie unwillkürlich vor ihm zurück, wie jene armenische Braut, welche in den Armen des Geliebten durch Zauberwort zum Verbrennen verurtheilt wurde. Gesenkten Kopfes, mit dem Ausdruck tiefsten Schuldbewußtseins, wendete sich Mar-

garita vom Herzoge ab . . . brannte nicht wirklich eine Flamme, die Gewissensunruhe, zwischen ihnen? denn ach, wer hatte ihnen die Pforte des höchsten Erdenglücks geöffnet . . . verruchte Mörderhand . . . da half kein Beschönigen und Verhehlen.

Medoro bedeckte seinerseits die Augen mit der Hand und blieb stumm und regungslos. Doch nicht lange beugte diese Zerknirschung seinen Nacken. Kräftig richtete er sich empor.

„Margarita, — ich bin frei!“ sprach er langsam und feierlich.

Noch wagte sie nicht, den Blick zu ihm zu erheben: „Ich wußte es“, hauchte sie schüchtern.

„Seit wann? wer ist mir zuvorgekommen?“ fragte er lebhaft.

„Seit wenigen Tagen“ —

„Wer in aller Welt?“ —

„Dora Ormond schrieb mir aus Messina“ —

„Und keinen Blick für mich, grausames Kind? Nach unaussprechlichen Ereignissen sehe ich Dich wieder“ — Medoro's Stimme bebte — „nach verzweifelter Trennungszeit, nach Allem, was das Herz durchwühlen und zerreißen kann.“ —

Da blickten Margarita's Augen strahlend zu ihm auf.

„Dank für den Trost, ihr blauen Sterne!“ jubelte er auf und warf sich ihr zu Füßen in seiner leidenschaftlichen Weise. Dann, mit dem Lächeln seligster Befriedigung, warf er Kußfinger zu ihr und zum Himmel empor, drückte seine Lippen auf das schmale Füßchen der Geliebten, — Alles mit jener tollen, dithyrambischen Freudigkeit, welche allein der Südländer im Geberdenspiel auszudrücken vermag...

„Nun darf ich sagen: Margarita, meine Braut!“

Mit einem Thränenschauer sank das Mädchen in seine weitgeöffneten Arme . . .

Schluchzend hielt er sie umfangen . . .

Draußen erglühten die Kuppen der Alpen in brennendem Liebesroth . . . welch' eine großartige Jubelfeier in der Stunde des Wiedersehens! Die Natur entfachte Freudenfeuer auf allen Höhen; am Horizont schimmerte es wie von Myriaden frischerblühter Purpurrosen.

In diesem weihevollen Augenblick erschien Don Cosimo auf dem Perron. „Versäume nicht den herrlichen Anblick, Töchterlein“, rief er durch die geöffnete Thüre, „komm heraus, Margarita.“

Rasch eintretend, setzte er hinzu: „Teresa schickt mich ab; sie plaudert mit den beiden Angenehmen“ —

die Stimme versagte ihm, als er Margarita und Medoro erblickte, welche sich weinend umschlungen hielten, ihn und die Welt nicht beachtend im gegenseitigen verklärten Anschauen.

„Träum' ich oder wach' ich?" fragte sich der Maestro, unsicheren Schrittes zurückweichend und die Hand über die Augen schirmend, „hab' ich plötzlich Fieberanfälle? seh' ich Hallucinationen? bedeutet das meinen nahen Tod?"

Er wischte sich den Schweiß von der Stirne, in fassungslosem Staunen sein Kind und den Herzog anstarrend . . . es flimmerte so hell und seltsam in der Atmosphäre; vor dem blendenden Schein gingen ihm die Augen über: „Mein Schöpfer, ich werde doch nicht blind?" rief der Greis in höchster Verwirrung.

Da fühlte er sich von zwei kräftigen Armen umschlungen, halb fortgetragen: „Gruß Dir, Vater, mein theurer Vater!" flüsterte eine angenehme, zum Herzen dringende Stimme.

„Erkenne ihn, erkenne unsern Freund!" schmeichelte Margarita . . .

„Gewähre fortan zwei Kindern Deine Liebe", fiel Medoro ein . . .

Nun kam das kindlichste Erstaunen über den Capellmeister . . . „Woher auf einmal, bester, liebster Herzog? Margarita, so glänzten Deine Augen lange nicht? Was haltet Ihr Euch an den Händen, was lehnt Ihr Wange an Wange? Seid Ihr denn Brautleute?“

„Wir sind es und bitten um unseres Vaters Segen!“ —

„Und liebtet Euch insgeheim? In meinem Leben hätt' ich keine Ahnung davon gehabt . . . nun denn, Herzog, ich gebe sie Euch mit überschwänglicher Freude!“

Die Drei bildeten eine, sich herzlich umarmende Gruppe.

Cosimo's Rührung schlug sofort in Uebermuth um: „Ei, ei, loses Volk, nun lacht Ihr wohl den Alten aus, welcher dem Verführer willig Thür und Thore öffnete? Sancta simplicitas! Ich selber nannte unsern Medoro nicht anders als „eine männliche Sirene!“ Daher also die blassen Wänglein meines schmachtenden Herzblattes? Ganz welk hing das liebe Köpfchen herab . . . nun sei doch vergnügt, nun ist er ja bei uns! Verdenk' es Dir nicht, daß sein Zauber Dich umfing! Aber seht: Berner und Teresa, welche grade nicht auf den Kopf gefallen sind, haben

ebenso wenig die verborgene Gluth entdeckt ... Ah, dort kommt unsere Teresina! Nur herein, herein. Gratuliren Sie, meine Theure, gratuliren Sie mir zum Schwiegersohne!“

Teresa war auf Alles vorbereitet gewesen, hatte keinen andern Ausgang der Dinge nach dem Tode der Herzogin vermuthet, dennoch war sie von der Macht des Augenblicks so überwältigt, daß sie zitterte und sprachlos blieb.

Der Würfel war gefallen, Margarita's irdisches Loos entschieden. Die treue Pflegerin mußte ihren Liebling einer neuen Welt überlassen; sie hatte ferner keine Pflichten gegen das geliebte Wesen zu erfüllen.

Lauri aber stürzte in's Freie zum Gestade des See's hinunter; ohne Hut lief er dahin. „Ja, es mußte Alles so kommen ... Glencora's Tochter war zur Herzogin bestimmt. Ja, ich bin ein Glückskind, denn Einem gönne ich sie nur, und dieser Eine kam. Wunderbar, wunderbar! Wer mir das ein Jahr früher gesagt hätte! Ich schenke dem jungen Paare die Villa Glencora; dort entglomm der gegenseitige Feuerbrand ... Mir selber behalte ich ein bescheidenes Plätzchen vor, ohne das Kind würde mir ja himmelangst in den vielen, weitläufigen Räumen ... was

brauche ich anders, als ein Häuschen im englischen Garten oder sonst irgendwo in der Nähe der Kinder. Meine gute Teresa schwärmt ohnëhin für solch Hüttchen im Grünen . . . o, es wird ein schönes Leben werden, ein goldenes Zeitalter! Und meine zukünftigen Enkel übertreffen gewiß den Großvater und die Mutter an musikalischer Begabung! sie werden die ersten Dilettanten von Italien werden . . . schade nur, daß ich bereits im vorgerückten Alter . . . Indessen, fünfzehn Jahre kann ich noch leben . . . warum nicht? Durch die Freude fühl' ich mich verjüngt! . . . Und Beatrice! die wird einmal jubeln! Aha, nun kann ich mir denken, wovon die rosenrothen Briefchen handelten . . . artige Schelmin, ich wünschte: sie wäre hier. Margarita wird an ihrer Schwägerin eine lebenskluge, stets gut gelaunte Freundin haben . . . eine ganz eigenartige Natur, diese Baronin: halb kokett und weltlich, dabei tief innerlich glühend, — sie weiß, was sie will, diese kleine, zierliche Salondame" . . .

Die Purpurglorie war nunmehr den Bergesgipfeln entglüht; die großartigen Formationen der Alpen waren von blauen Düften abendlich umschleiert; nur die äußersten Ränder ihrer Felsenspitzen umzitterte noch ein leiser, rosenrother Schein.

Noch war die Dämmerung nicht herabgesunken. Ein Mann in einem breitkrempigen Hute, einen langen Gemsenstock führend, kam soeben an Lauri vorüber. Der Kapellmeister, welcher lebhaft gesticulirte und halblaut vor sich hinsprach, mochte Jenem bereits von Weitem aufgefallen sein; indem nun der Wanderer dicht neben Cosimo stand, rief er auf italienisch: „Bruder, lauf' nicht an mir vorüber, — ich bin's!" Und er lüftete den Hut.

„Beim Apollogotte, Berner!" lautete des Meisters freudiger Aufschrei und er stürzte seinem deutschen Freunde in die Arme . . . „o Wunder über Wunder, Freude über Freude! Seit lange fehlte mir jede Nachricht von Dir, mein theurer, lieber Eisbär... Sieh, Dein Haar bleichte in auffallender Weise, auch Dein Zwickelbart, seit wir uns trennten. Du nahmst ein wenig trotzig Abschied, — die fatale Geschichte mit Adalbert hatte Dich verdüstert, — und geschrieben hast Du mir nicht ein einzig Mal, geliebter Verräther! Nur durch meinen Castellan erfuhr ich, daß Du Ende October an Deinen Frescobildern weiter malen willst." —

„Diese Arbeit ruft mich, wie Du weißt, unabweisbar nach Palermo zurück." —

„Mein Haus, meine Diener stehen Dir zur Verfügung.“ —

„In Deiner Abwesenheit beziehe ich eine Stube beim Doctor.“

„Das leide ich nicht; hüte Dich vor des Doctors Hause; für Euch Deutsche ist's unheilbringend! Nun, laß uns nicht die Zeit mit Schwatzen verlieren, komm Alter, komm! Siehst Du dort am Abhange, dem senkrecht, schroffen, das malerische Haus mit den erleuchteten Fenstern? Dort mußt Du ein paar Tage ausruhen, — komm hinauf, dort wartet eine Ueberraschung Deiner . . . eine Ueberraschung freudiger, überwältigender Art“ . . .

„Trautester Cosimo, Du wirst mich nicht mißverstehen wenn ich Deine liebreiche, wohlgemeinte Aufforderung ablehne. Seit ich den blonden Freund verlor, seine sterbliche Hülle nach Genua, dann weiter über die Alpen, zuletzt bis hinauf in's nordische Vaterland geleitete, ihr unwiderstehlich nachfolgte, und dann wieder umkehrte, — seitdem bin ich eine melancholische Unke geworden. Dem Lebenslustigsten vergällt mitunter alle Heiterkeit über den Gram seiner Mitmenschen . . . wüßtest Du, wie Adalberts Mutter! . . . Doch wozu die sprühende Freude, welche

in Deinen Augen lacht, wozu sie trüben? Ueberlaß Dich allem Wohlbehagen des Augenblicks und empfange meinen Glückwunsch! Hast Du einen neuen, glänzenden Erfolg gehabt?"

„Was Erfolg, was neu und glänzend! Hier handelt es sich um ganz etwas Anderes, als um die dumme, langweilige Musik... aber, ich verrathe nichts, denn Du magst wollen oder nicht, komm, folge! Bist Du nicht der abscheulichste Spielverderber, so trinke heute Abend auf das Wohl meiner Margarita . . . merkst Du etwas?"

„Segen der Lieblichen! Du weißt, wie theuer sie meinem Herzen! Doch auf ihr Wohl gestatte mir allein, und zwar vom klarsten Gebirgsquell zu trinken."

„So viel Du willst! Nur heute Abend lautet meine Ordre: Champagner! Blick hin, dort schimmert ein wehendes Kleidchen auf dem Perron . . . nein' es dämmert schon zu sehr . . . von hier aus vermagst Du nichts zu erkennen." —

„Oho, noch wetteifert meine Sehkraft mit Deinem Adlerblick. Wohl erkenn' ich Margarita's behende Gazellengestalt . . . und neben ihr steht ein hochgewachsener Herr, dessen Züge vermag ich freilich

ohne das Fernrohr nicht zu erkennen . . . bei meiner Bagage im Wirthshause ließ ich das Perspectiv liegen."

„Darum eben mußt Du mit mir kommen. Betrachte Dir Margarita's Bräutigam! Ja, staune, gerathe außer Dir vor Verwunderung und Neugier! Wem wurde die Perle der goldenen Muschel zu Theil?"

Und es rauschte der Strom lebendigen Erzählens über Cosimo's Lippen: er begann mit dem Ende und vergaß vom Hauptpunkt, der Katastrophe in Neapel, auszugehen. Berners Frage: „seit wann und wodurch Medoro über seine Hand verfügen könne," überhörte der glückselige Maestro mehr als einmal. Es hielt schwer für den Deutschen, dem rasch abspringenden, unlogischen Gedankengange des zerstreuten Musikers zu folgen und die volle Wahrheit der Begebenheiten daraus zu entnehmen. Nicht wenig ergriff den warm Fühlenden, was er auf diese aphoristische Weise erfuhr.

„Endlich eine frohe, unerwartet beglückende Kunde", rief er, „endlich, nach so vielen langen leidensvollen Tagen."

Und er küßte den südlichen Freund auf beide Wangen und schwenkte seinen Hut in der Richtung

des bezeichneten Hauses, aber hinauf zu dem freudestrahlenden Paare begleitete er den Capellmeister nicht.

„So bestaubt und verwildert darf ich vor die künftige Herzogin de Ossunna nicht hintreten", gab er vor, „ich komme später. Nun geh' hinauf, Lieber, ohne Hut erkältest Du Dich."

„Sei's denn, Eigenwilliger, — aber komm bald! Welch ein Stern trieb Dich nur, mir zum Heile, nach Luzern? Das berichte mir noch schnell." —

„Ein Versprechen. Vielleicht entsinnst Du Dich des einen Sekundanten Adalbert's —"

„Hänge doch nicht ewig der traurigen Geschichte nach! Welchen Sekundanten meinst Du?"

„Den jungen Hauptmann der Schweizergarde." —

„Ganz recht."

„Wohlan, er leidet stark an Heimweh. Als er vernahm, daß ich möglicherweise nach Deutschland ginge, vermochte er nicht den Wunsch zu unterdrücken, mich auf der Rückreise zu einem Abstecher nach Luzern zu bewegen. Hier weilt seine Mutter; heute war ich bei der biedern Frau . . . wie gut hab' ich gethan, dies kleine Opfer zu bringen und solchen Liebesdienst zu erweisen . . . die gute Alte küßte mir den staub'gen Rock, die Hände und das Gesicht. Was

glaubst Du, was sie mir mitgegeben für den Sohn in Palermo? einen Kanarienvogel, einen großen, runden Käse und einen großen Blechkasten voller Hüpli (Blechkuchen)."

„Das hast Du nun von Deiner Gutmüthigkeit! Aber Du bist und bleibst ein wahrer Engel, notabene für die Bekümmerten und Leidtragenden. Die sogenannten „Glückskinder" rüffelst Du dafür nach Herzenslust. Hab' es oft erfahren. Ich eile also, den Kindern Deine Ankunft — schon gut, ich werde mich gedulden, bis Du selber eintriffst — addio!"

Mit vergnügter Zuversicht eilte Don Cosimo die breiten Uferterrassen hinan.

Unter einem halbentblätterten Kastanienbaume stand Berner, auf seinen Wanderstab gelehnt, und blickte dem elastischen Brautvater sinnend nach.

„Aus meiner frühesten Kinderzeit entsinne ich mich eines alten Gärtners — er war Grenadier unter Friedrich dem Einzigen gewesen — der pflegte immer zu sagen: „das Schicksal raucht 'nen wunderlichen Tobak" . . . Ehrliche, alte Haut, wie lange hatt' ich Deiner vergessen! Wohl über zwanzig und dreißig Jahre schlummerte Dein Sprüchlein in meinem Hirnkasten, — auf eins bläst ein unvermutheter

Wind mich an und dem Pilatusberge und den Wogen des Vierwaldstätter See's ruf' ich mit voller Stimme zu: Das Schicksal raucht 'nen wunderlichen Tobak! Ja, dort oben auf jenem Berge dort steht ein stattliches Haus . . . festlich leuchten seine Fenster . . . wem zu Ehren brennen die Kerzen? wem lächeln dort die süßesten Lippen? wer schwelgt dort oben berauscht von Liebesglück, bevorzugt vor allen Sterblichen? Derjenige, von dessen Hand mein Adalbert fiel, Derjenige, dessen Namen im fernen Norden eine Mutter flucht! Ihm blüht eine Zukunft voll sorgenlosen Genusses an der Seite des holdesten Geschöpfs . . . o, mag sie ihm blühen, — ich will nicht länger fragen: giebt es eine Vergeltung? Nur verlange nicht, harmloser Freund, unschuldig Mägdelein, verlangt nicht, daß ich ihm den üblichen Gruß und Glückwunsch entbiete!"

Er wendete dem erleuchteten Hause den Rücken, aber nur zögernden Schrittes nahm er den Weg zur Stadt; aus Margarita's Nähe entfernte er sich widerstrebend; tiefste Wehmuth im Herzen, blickte er oft nach den hellen Fenstern zurück.

„Am liebsten vermiede ich Palermo für alle Zukunft", dachte er bei sich . . . „Margarita's Ge-

mahl nicht lieben zu können, ist ein harter Stand für mich! Zwar sollte ich mich einzig und allein an ihr Glück halten und keinen Zwiespalt in mir aufkommen lassen . . . das wäre das Beste. Hätte Don Medoro seinen blonden Gegner nur etwas mehr geschont! . . . Allerdings liegt es im Blute der Sicilianer, daß sie viel zu schnell tödten, wie schon die Reisehandbücher bemerken . . . Pfui, ich ertappe mich auf der Schwäche, den Herzog wieder lieben zu wollen . . . nein, nein, ich will nie mehr zu seinem Hofstaate zählen . . . ich bin sein Vasall gewesen, allein für die Zukunft ist's vorüber . . . ihm die Hand zu reichen wäre mir ebenso unmöglich, als einen Meineid zu thun."

Und er überlegte, wie er wohl in kürzester Zeit die Fresken zu Palermo vollenden und vor der Rückkehr des Maestro und des Herzogs abreisen könnte. „Vermag ich es, ohne mein Werk zu überstürzen, so wäre mir geholfen . . . übrigens kann Don Medoro, als Wittwer, erst nach Ablauf von dreiviertel Jahren getraut werden; so viel ich weiß, erfordern die Gesetze solch eine Frist . . . in England allein geht es zwangloser in solchen Fällen zu . . . Unter Leuten von Welt ist's gebräuchlich, ein Jahr verstreichen zu

lassen, bevor ein neuer Bund geschlossen wird ... bis dahin vollend' ich mein Werk und entgehe einer Einladung zur Hochzeitsfeier ... wie hätte mich diese Verlobung ein Jahr früher entzückt! ... Ja, ja, mein alter Grenadier behält Recht: Das Schicksal raucht 'nen wunderlichen Tobak! Nun vermeide ich den Zauberkreis, in welchem ich sonst gefangen war ... leb' wohl, meine Perle! Cosimo leb' wohl! In Euerm Rausche werdet Ihr des Alten bald vergessen!"

Berner zerdrückte eine Thräne und schritt weiter im Dunkeln.

Zwölftes Capitel.

Nicht jeder Sonnenuntergang der folgenden Octobertage zauberte ein Alpenglühen hervor, — den Liebenden aber blieben Tages- und Abendstunden magisch verklärt von der „hellaufzückenden Freude des Wiedersehens“, welche der ersten Betäubung folgte.

Wohl war es Herbst, wohl ward es klamm in der Luft, — gleichviel! wer einen Liebesfrühling im Herzen, der findet selbst an trüben Nebeltagen Gefallen, den entzücken welke Blätter, die im Wirbelwinde ihren Todtentanz halten, dem behagt der Reif, das frostige Leichentuch der absterbenden Natur. Kein Glücklicher bedarf des äußeren Sonnenscheins.

Medoro, nur durch wenige Häuser von der Geliebten getrennt, flog in aller Frühe zu seiner „Perle“. Der Anspruchslosen gelang es, ihn zeitig, oft vor Tagesanbruch, in jedes Wetter hinauszutreiben, ihn,

den Sybariten, welcher bisher keinem Weibe das Opfer seiner Morgenruhe gebracht.

Bei allen Gärtnern suchte er das Schönste für seine Braut; die herrlichsten Treibhausblumen schienen indessen dem Sicilianer dürftig und farblos im Vergleich zur Flora seiner Heimath, und er bestreute nur damit den Gartensaal, wo Margarita ihn empfing, während Teresa im Kamin ein Feuer anzündete und duftenden Mocca bereitete.

Meister Lauri schlief bis gegen zehn Uhr Vormittag; wohl begriff er die Thorheit, der Liebe zu Gefallen jede Bequemlichkeit aufzugeben, allein er vermochte nicht, an den „Extravaganzen" Theil zu nehmen.

Teresa zeigte sich in der undankbaren Rolle einer Dritten ganz „ideal," — wenigstens nach Margarita's Ausspruch. Medoro übersah in seinem Wonnerausche dergestalt die feine, tactvolle Persönlichkeit, daß für ihn Teresa kaum ein Schatten, der zeitweise geräuschlos vorüberstreifte.

Was war ihm die Welt und alle lebenden Wesen, nun er Margarita seine Verlobte nennen durfte! Alle Gedanken und Gefühle concentrirten sich auf das schlanke Mädchenbild mit den weichen Locken

und dem Unschuldsblick, auf seine „Fee,“ seine „Sylphe,“ zu welcher er den Pfad durch graue Nebel suchte, welche ihm durch den Garten entgegenstürzte im weißen, wallenden Kleide. Reizender und begehrenswerther schien ihm die Bleiche, Hinfällige — Gram und Aufregung hatten sie körperlich angegriffen —, als die junonischen Sicilianerinnen, welche ihm einst hold gewesen. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit beschwichtigte er Margarita, welche sich zu ihrem Nachtheil verändert glaubte. „Prangtest Du in aller Jugendfrische, wie sonst, dann glaubt' ich nicht so sicher an Deine Liebe. Du sehntest Dich nach mir, beweist mir Deine Bläße und Zartheit.“

Unter seinen liebeseligen Blicken begann sie bald aufzublühen; in Kurzem waren ihre Bewegungen wie gestählt; an Medoro's Hand stieg das glückstrahlende Mädchen die steilsten Pfade hinan. Desgleichen entfaltete sie sich geistig auf überraschende Weise. Einfälle holder Schelmerei blitzten in ihr auf; sie lachte und neckte in so reizendem Uebermuthe, daß Medoro meinte, die Blumen am Wege, die vorüberflatternden Vögel müßten ihre Freude daran haben.

„Jetzt gewinnt das Temperament der Mutter

Oberhand in dem Kinde," freute sich Lauri, — „sie gleicht äußerlich und innerlich meiner Glencora."

Indessen grade diese Frische, dieser Glanz und Uebermuth erfüllten bisweilen den Herzog mit wehmüthigen Bedenken: „Margarita ist der Frühling, — ich der Herbst," hielt er sich selber vor, „noch kann ich ihr gefallen, noch bin ich nicht verwittert und verwelkt . . . aber tritt sie einst in den vollen Sommer dieses Lebens, alsdann gleich' ich dem Winter, auf die dürftige Rolle eines väterlichen Freundes und Rathgebers angewiesen! — Ja, besäße ich ein Talent, wie Don Cosimo, dann sähe ich dem Alter lächelnd entgegen! die Muse glättet alle Runzeln und vor dem heiligen Feuer der Kunst wird des Alters Frost zu Schanden!"

Einmal diesen angsthaften Vorstellungen verfallen, konnte Medoro sie nicht wieder los werden; als ächter Südländer war er geschäftig, mitten im Paradiese jenes Stilllebens, unnützen Sorgen und Grillen nachzuhängen.

Irrthümlicher Weise glaubt der Deutsche, uns Germanen wohne schweres Blut inne, wir erschweren uns das Leben ... im Gegentheil: die Phantasie der Italiener — und der Romanen im Allgemeinen —

ist immer angefüllt mit Schreckbildern; ihren miß-trauischen Verdacht vermag das Reinste und Beste nur schwer zu besiegen.

„Werde ich immer so geliebt bleiben wie ich es heute bin?“ grübelte der Herzog, und er fühlte einen Natterbiß am Herzen und blickte oftmals kummervoll in Margarita's Augen, so strahlend dieselben sein Bild widerspiegelten, so unverhohlen die volle Gewißheit seines Triumphs darin zu lesen war.

Nach Margarita's Ansicht umstrahlte eine besondere Glorie den Geliebten.

Wirklich gereichte der imposanten Persönlichkeit die wenig plastische Race der Schweizer zum glänzendsten Vortheil: des Herzogs sprechende, feingeschärfte Physiognomie, das Feuer seiner nachtschwarzen Augen, die Fülle seiner tiefdunkeln Locken, das blendende Email seiner Zähne — dieses Alles frappirte im Gegensatz der Umgebung, auf das Deutlichste und verfehlte nicht, einen hinreißenden Eindruck hervorzubringen.

Mit Stolz gewahrte Margarita, wie alle Vorübergehenden zu Medoro emporblickten, wie Männer und Frauen stehen blieben, ihm bewundernd nachzuschauen. Die jungen Melkerinnen riefen ohne Scheu:

„Der ist einmal schmuck! Solch' Einen sahen wir auf den Firnen unser Lebtag nicht! Und reich muß er sein, über die Maßen reich: was trägt er für feines Zeug!“ —

Wie Medoro voller Mißtrauen zagte, so Margarita in ihrer Demuth: „Wer bin ich unbedeutendes Geschöpf, um von ihm geliebt zu werden!? Zu klein, zu unscheinbar stehe ich neben ihm!“

So kam es, daß das Brautpaar allmälig den ersten Freudenübermuth verlor und den Becher der Glückseligkeit still erwägend in Händen hielt, statt unbedingt daraus zu schlürfen und aller Erdenpein zu vergessen.

Als Dmitri und seine Mutter die Verlobten erblickte, schämte sich Margarita geradezu ihres Glücks. Förmlich beklommen nahm sie die warmen Segenswünsche der Betrübten hin. Was hatte sie gethan, des Lebens höchste Erfüllung zu erreichen, fiel es ihr schwer auf's Herz, während Dmitri ein Wohlthäter seiner Mitmenschen gewesen, gedacht, gearbeitet, eine Lebensaufgabe gewissenhaft vollzogen hatte . . . und eben dieser Mann darbte, siechte dem nahen Tode entgegen . . . dem unfertigen Kinde warf das launische Geschick Blumen in den Schooß; ihm, dem

Kämpfer, dem Geprüften bot es Dornen, nichts als Dornen.

Verflogen solche Skrupel in Medoro's siegreicher Gegenwart, überließ sich die Entzückte dem vollen Zauber seiner Anmuth und Liebenswürdigkeit, so bildeten ihre Träume einen desto schrofferen Gegensatz des vergangenen, glücklichen Tages. Die Bilder, welche das Lager der Schlafenden umschwebten, waren verzerrt und verworren; besonders träumte sie einen schauerlichen Traum zu wiederholten Malen: am Arme des Verlobten glaubte sie im Garten zu Palermo umherzugehen; das Steinbild der Nemesis blickte starr auf sie herab und vor dem weißen Blick erstarrte ihr Blut. Plötzlich vernahm sie einen durchdringenden Schrei, Medoro war verschwunden und die Statue auf dem Piedestale rief: „Margarita!“ und riß ihr Gewand auf, eine rothe Wunde an der Herzensseite zeigend, „ich bin ja die todte Herzogin, — Dank für die schöne Statue, welche Ihr mir setzen ließet!“

Fiebernd vor Angst war Margarita erwacht, und jedes Mal graute ihr seitdem, das Spukbild während des Schlummers wiederzusehen. Oft ging es ihr durch den Sinn, wie das unheimliche Stein-

bild in der Vollmondnacht grellroth geleuchtet hatte, während Medoro ihr seine Liebe bekannt . . .

Die schönen Octobertage gingen unterdessen zu Ende; mit häufigen Regengüssen stellte sich empfindliche Kälte ein, welche die letzten Gäste aus den gemietheten Räumen vertrieb. Dmitri und seine Mutter waren bereits aufgebrochen, Luzern mit Montreux vertauschend.

Lauri gab gleichfalls das Zeichen zum Aufbruch.

„Euch Liebesleutchen vermag die Kälte nichts anzuhaben,“ sagte er, „doch einem Greise bangt davor. Lange genug saßen wir in dichtem Nebel, von unserm Hesperien abgetrennt. Eine unabweisbare Aufforderung ruft mich nach Mailand.“

Ungern trennte sich Margarita von Luzern. Das Sepiabild der La Vallière kaufte sie und nahm es zum Andenken an das Landhaus mit.

Auch für den Herzog hatten die Schweizer Alpen, der Vierwaldstättersee, ja selbst das stürmische Wetter, großen Reiz gehabt. Ihm behagte das Fremdartige, Neue der Umgebung; es versetzte ihn durchaus in eine andere Welt, wo keine Störung ihn von der Geliebten abzog; die Vergangenheit lag fern zurückgesunken mit ihrer Unruhe und ihren

lästigen Anforderungen. Margarita's Vorliebe für Wiese und Wald, für Bergpfade und Sturzbäche hatte sich ihm vollkommen mitgetheilt und er dachte voller Beschämung daran, wie gleichgültig ihm früher die Natur gewesen. War er doch, wie alle vornehmen Italiener, für Promenade und Theater erzogen worden! Nun erschloß sich ihm der Zauber des Wortes „Waldeinsamkeit“ und mit ihm eine neue Welt, worin er sich vertiefte. Bei dem geselligen Leben, welches er in Sicilien geführt, war es unvermeidlich gewesen, daß er sich, trotz seines Geistes und seiner Kunstliebe, verflacht hatte. Zu dieser Erkenntniß gelangte er, nun er fern der parfümirten Salons und Boudoirs ächte Lebensluft einsog. Aus dem Wolkengrau, den atmosphärischen Wechseln, aus den mächtigen Laubwäldern und den schneebedeckten Felsenkuppen redete eine mächtigere, überzeugendere Stimme zu ihm, als aus dem wollüstigen Blumendufte Siciliens, den lauen Sternennächten, dem spiegelglatten, buntschillernden Meere; — ihm ward das volle Verständniß für den heiligen Pan, für die Weltseele.

Daß der Himmel weniger blau, die Sonne gedämpfter schien, beruhigte seine Nerven; die frische, etwas scharfe Luft sog er wie Balsam ein.

Am liebsten hätte er mit seiner Margarita des Winters Eis im Schweizerhause überdauert, — allerdings ein phantastischer, unausführbarer Wunsch; und so schied er mit Wehmuth von der Stätte, wo er zuerst den Brautkuß auf die rosigen Mädchenlippen gedrückt.

„Ich liebe diesen einfachen Gartensaal mit wahrhafter Zärtlichkeit," sagte er am Tage der Abreise, während das Gepäck an die Dampfschiffe hinuntergeschafft wurde, „nie werde ich die Plätze an den Fenstern, am Kamin vergessen! Gestattete es die Hausbesitzerin, ich kaufte das blau- und weißgestreifte Ameublement und nähme es mit nach Sicilien, jeder Sessel, jedes Fußbänkchen wuchs mir an's Herz . . ."

„Auch für mich ist dieser Raum geheiligt wie ein Tempel," sagte Margarita mit Thränen der Rührung im Auge, „wir werden ihn treulich wieder aufsuchen, nicht wahr, Medoro? Alljährlich wollen wir eine Wallfahrt nach Luzern unternehmen . . ."

„Und idyllisch in unserm lieben Schweizerhäuschen leben, fern von allem Prunk, aller Verweichlichung, fern von Equipagen und Reitpferden!"

Hand in Hand setzten sich Beide auf einen Koffer und schauten durch die offenstehende Thür in die Alpenlandschaft hinaus.

„Welch' prächt'ger Regenbogen über dem See!" rief Margarita freudig, „die Gegend schmückt sich zum Abschied, sie will uns ein festliches Geleite geben —"

„So lächelte und schimmerte Iris am gestrigen Tage nach dem Wolkenbruch... entsinnst Du Dich?"

Mit entzückten Blicken neigten die Liebenden sich näher zu einander; der Herzog küßte Margarita's Hand und flüsterte insgeheim:

„O dieser Regentag! welch ein Wonnerausch! unvergeßlich für ewige Zeiten! Kämpfend mit den entfesselten Elementen fand ich dennoch den Weg zu meinem Lieb ... Durch jene Thüre trat ich ein ... Du flogst mir entgegen, geschäftig mit diesen weichen Fingern mein wirres Haar glättend, ohne Dich vor meinen triefenden Kleidern zu scheuen ... und dann erzählten wir uns von Hero und Leander! ... Sobald es Frühling wird, müssen wir hierher zurückkehren! Wir Beide ganz allein miteinander!"

„Im Frühling schon?" rief die erröthende Margarita überrascht, die großen Augen verwundert aufschlagend, „dann ist kaum ein halbes Jahr vergangen," wendete sie schüchtern ein.

Medoro's Stirn umdüsterte sich. Ungeduld und

Mißmuth zeigten sich in seinen Mienen. „Sollen wir Monate über Monate aus unserm Leben verlieren und die höchste Erfüllung in angsthafter Peinlichkeit weiter und weiter hinausschieben?“

Margarita seufzte und senkte den Blick.

„Wo steckt das Brautpaar?“ lauschte Don Cosimo in den Saal, „aha, dort ist der grüne Koffer! Meinen romantischen Kindern sind die harten Sessel noch nicht unbequem genug, der Koffer mußte herhalten. Addio, freundliches Haus! wir scheiden froh und beglückt von Dir! — Und nun hinunter an den Landungsplatz, — man läutet!“ —

Berners Voraussetzung am Verlobungsabend Margarita's und Medoro's war richtig gewesen: die Gesetze des Königreichs beider Sicilien konnten das Paar im folgenden Sommer erst vereinigen; die kirchliche Trauung allein legitimirte keine Ehe, so beruhigt ein katholisches Gewissen sich dadurch fühlen mochte.

Dem Herzog hatte es von jeher an Geduld gemangelt; in diesem Falle verließ sie ihn vollends; längst fand er es unerträglich, die Verlobungszeit beinahe ein Jahr lang ausdehnen zu müssen und je mehr Tage vergingen, desto fester gelobte er sich,

alle Kräfte daranzusetzen, um früher seine Margarita mit dem Brautkranz und der Herzogskrone zu schmücken.

Anfänglich zerstreute die Reise über den Sanct Gotthard seine angespannten, einem Ziele zustrebenden Gedanken; kleine Gefahren erhöhten den Reiz des Zusammenseins, und es rastete sich gar traulich an malerischen Punkten.

Doch selbst unterwegs empfand Medoro Lauri's und Teresa's Gegenwart als störend; er mißgönnte ihr kleine Liebesdienste, welche sie Margarita erwiesen; hatte Letztere nur einen Blick für den Vater und die Erzieherin, so litt Ossunna an eifersüchtigster Qual. Genug, er begriff nur die Schattenseiten der Situation und die Bräutigamsrolle ward ihm zur Unmöglichkeit.

Besonders verdüsterte sich seine Stimmung, als die Reisenden Italien erreicht hatten; statt mit freudigem, sehnsuchtbebenden Herzen der Zukunft entgegenzuharren, wie Margarita, hatte er nichts als bittere Klagen für die Gegenwart.

In der lebhaften, lombardischen Hauptstadt kränkte ihn jeder Besuch, der über Lauri's Schwelle kam; er mißgönnte des Capellmeisters nächsten Freunden Margarita's Gegenwart und hätte es geradezu

als Verrath betrachtet, wenn die Geliebte einen Andern als ihn mit Gesang erfreut hätte.

Freilich trug seine angeborne Liebenswürdigkeit immer den Sieg über dergleichen davon. Oftmals warf er sich Don Cosimo in die Arme: „Verzeiht mir, Maestro mio! wie unerträglich muß ich Euch erscheinen!“

Lauri stand selbstverständlich ganz unter dem Einfluß des künftigen Schwiegersohnes und entschuldigte dessen leidenschaftlich rastloses Wesen mit dem Ausspruch: „Verliebten muß man die Grillen verzeihen.“

Da es dem Herzog in Mailand durchaus nicht behagte, und Palermo kein geeigneter Aufenthalt vor der Verheirathung unserer Verlobten, so brachte der Capellmeister dem Vielverlangenden das Opfer, nach Genua zu übersiedeln. Aber wo der berühmte Componist sich blicken ließ, war an keine Abgeschlossenheit zu denken.

„Maestro mio,“ beklagte sich Medoro, „Eure Wohnung gleicht fortwährend einem Taubenschlag.“

Die herzliche, zwanglose Art und Weise der Künstler, welche der Braut des Herzogs de Ossunna ihre Glückwünsche darbrachten, verletzten den stolzen

Granden, so wenig er übrigens an aristokratischen Vorurtheilen festhielt, so gern er sich immer populär gemacht hatte. Mehr und mehr peinigte er Margarita mit der ungerechtesten Eifersucht. Des lieblichen Mädchens Hingebung und Milde ertrug ohne Klage, was jede Andere mit Zorn und Widerspruch erfüllt hätte; sie gedachte stets eines Wortes, welches Medoro, der Abgott ihres Herzens, in Luzern zu ihr gesprochen: „Ich bedarf der Liebe eines Engels! Obschon kein Mephisto, bin ich doch nicht frei von Schuld. Reue um manches Vergangene lastet schwer auf mir; daraus entspringt bei mir Reizbarkeit und Melancholie. Beschwicht'ge Du mich! Führe mich zur Harmonie und Gleichheit zurück!"

Dieses stellte sich Margarita zur höchsten Aufgabe, und es gelang ihr auch jedes Mal, die stürmischen Wallungen mit sanftem Zuspruch in einsichtsvolle Ergebenheit zu verwandeln.

Unglücklicher Weise verdarb es Teresa ganz ohne Schuld und Absicht mit dem vulcanischen Sicilianer: ausnahmsweise hatte dieser Lauri's Damen eines Tages nicht zu Hause getroffen ... Teresa war für dieses Majestätsverbrechen verantwortlich; ihr warf er vor: Margarita ohne sein Wissen zu einem Gange in die Stadt verleitet zu

haben. Teresa entgegnete im Gefühl ihres Rechts mit großer Gelassenheit: „Von verleiten ist keine Rede gewesen; übrigens ist ein Gang in meiner Begleitung nichts Unschickliches“ u. s. w. Da es ihr schließlich nicht gelang, den Herzog mit verständigen Worten zu überzeugen, so entfuhr ihr die Aeußerung: „Ich bewundere die Geduld, welche Margarita mit Ihnen hat!“

Mehr bedurfte es nicht, den Herzog zu beleidigen; er sah in Folge dieses Ausspruchs eine Feindin, wo er sonst eine Freundin gesehen hatte; es trat zwischen ihm und Teresa eine entschiedene Spannung ein.

Es liegt im südlichen Charakter, dem Gegner — sei er männlichen oder weiblichen Geschlechts — eine empfangene Kränkung nachzutragen, statt sie ruhig abzuthun und nicht mehr daran zu denken. Während ein Deutscher in ähnlichem Falle einer gebildeten Frau die Hand zum Frieden bietet, überwiegt beim Romanen die angeborne Empfindlichkeit, wovon die ritterlichsten Naturen schwerlich ganz frei sind.

Das Jahr ging unter diesen Verhältnissen zu Ende; mit ihm der letzte Rest von Medoro's gutem

Willen, die herkömmlichen Vorschriften länger zu berücksichtigen.

Er sann auf eine schleunige Trauung nach dem goldnen Buch, d. h. auf eine persönliche Einsegnung des Erzbischofs, in Folge derer wenigstens die Kirche eine Ehe als vollgültig betrachtet.

Margarita war ohne jede Erfahrung und überdies in ihrer enthusiastischen Liebe jeder Widersetzlichkeit unfähig: nichtsdestoweniger zagte ihr feines, ächt weibliches Gefühl vor einem willkürlichen Vorgreifen, wie es Medoro beabsichtigte; nicht um den Schein und die Meinung der Welt war es ihr zu thun — Medoro war ihre Welt — doch fand sie es vermessen, jede Pietät für das Andenken einer schuldlos Hingemordeten außer Acht zu stellen und blindlings dem ersehnten Ziele zuzueilen, ohne durch Ergebung und Geduld den Vollgenuß des Glücks verdient zu haben.

Teresa bestärkte ihr Kind in dieser Gesinnung, umsomehr da sie Margarita's Vater nur zu wohl kannte: Lauri vermochte nicht weit über die Gegenwart hinauszusehen; in seiner Arglosigkeit beging er oft genug Handlungen, deren Consequenzen er nicht erwog. Die treue Erzieherin — die Einzige, welche

die Lage der Dinge klar übersah — erwartete daher von Niemand, als von Margarita selber, unterstützt zu werden. Sie wußte im Voraus, wie grenzenlosen Neid es erregen würde, daß des Herzogs Wahl auf Lauri's Tochter gefallen war. „Den Titel einer Herzogin wird man ihr, der Bürgerlichen, doppelt mißgönnen," berechnete Teresa, „den Reichthum, welcher sich ihrem eigenen Vermögen gesellt, gleichfalls; am meisten Don Medoro's persönliche Liebenswürdigkeit und verführerische Eleganz . . . Gegen so viel Neid giebt es nur eine Waffe: Margarita's unantastbare Reinheit, ihr schneeweißer, fleckenloser Ruf. Davor allein wird aller böser Wille zu nichte. Giebt indessen die Ahnungslose, kindlich Unbefangene Medoro's Verlangen nach und willigt unzeitig in eine kirchliche Verbindung, so erregte der Schritt sofort böses Blut bei der bösen Welt."

Leider glaubte Medoro aus Margarita's Bitten und Vorstellungen lediglich Teresa's Einflüsterungen herauszuhören; weit entfernt, die gute Absicht, die liebende Fürsorge anzuerkennen, mißverstand er — so klug er übrigens — das edle Herz der Getreuen ganz und gar und traute ihr nichts Geringeres zu, als daß sie Margarita allmälig von ihm entfernen wollte.

In einer Anwandlung von Trotz führte er daher schneller als es gerathen, ein entscheidendes Resultat herbei.

Seine Stellung und seine geselligen Eigenschaften — in damaliger Zeit imponirte Beides mehr als heut zu Tage — hatten ihn von früh auf verleitet, Franz des Ersten Wahlspruch „das Mögliche geschah und das Unmögliche wird geschehen" zu seiner Devise zu machen.

In letzter Zeit hatte er eine neue Hülfe an seiner Schwester Beatrice gewonnen.

Die Baronin ging ihm zur Hand, wie ein dienstbarer Dämon einem Fabelprinzen. Die unternehmungssüchtige Frau errieth des Bruders Wünsche, bevor dieser sie ausgesprochen hatte, mochten die Geschwister beisammen oder entfernt von einander leben.

Daß es dem Herzog bald lästig fallen würde, Lauri's künstlerisches Wanderleben zu theilen, hatte Beatrice vorausgesehen. Sie kannte das eifersüchtige Temperament ihrer Landsleute und fürchtete Reibungen und peinliche Auftritte zwischen den Liebenden selber; genug, sie beschloß, den Bruder aus einer so unhaltbaren Stellung zu befreien; unterdessen ließ sie es an nichts fehlen, ihm diese Stellung

zu verleiden; jeder Brief, den sie von Palermo aus dem Herzog sendete, verbitterte diesen; die gefährliche Beatrice flößte ihm Gift ein, so oft sie den „schmachtenden, gehorsamen Liebhaber“ bedauerte, welcher seine Zeit mit so viel „Resignation“ verlor. Am allerschlimmsten wirkten ihre Mahnungen in Bezug auf Teresa: „Hüte Dich, unter ihren Pantoffel zu gerathen!“ oder: „Es muß Einen zur Verzweiflung bringen, die eigene Verlobte und den Schwiegervater von einer bezahlten Person gemaßregelt zu sehen,“ u. s. w.

Schon als Knabe hatte Medoro die bewegliche, elastische Beatrice mit ihrer verführerischen Beredtsamkeit „Serpentina“ (kleine Schlange) genannt; damals freilich stand Ottavia seinem Herzen einzig nahe, und seine schön angelegte Natur hatte unter dem veredelnden Einfluß mehr und mehr gewonnen; schwerlich würde er in seiner Kindheit und Jugend geglaubt haben, in Zukunft über seine Lebensfragen mit Serpentina zu verhandeln. —

Als Deus ex machina — oder vielmehr als Bevollmächtigter einer höhern Macht — erschien plötzlich Don Vincenzo, der Kaplan, in Genua. Es war gerade am Neujahrstage als er beim Herzog ein-

trat; sein pfiffiges Gesicht strahlte; in der Rechten schwenkte er ein gesiegeltes Aktenstück; unter dem linken Arm trug er geschriebene Documente.

„Glück auf, Herzog! wissen Sie eine Neuigkeit? Heute Abend giebt man im Opernhause Cimarosa's „heimliche Ehe" . . . er schnalzte mit der Zunge und fuhr lachend in seiner vertraulichen, geschwätzigen Weise fort: „Das Libretto handelt von einem Brautpaar, dem die Zeit zu lang wurde; ein gutmüthiger Priester, wie meinesgleichen, fühlte Erbarmen und traute sie, ohne die langweiligen Formalitäten des öffentlichen Aufgebotes, des Aushängens der Namen am Rathhause u. s. w. zu berücksichtigen. Ich kenne ein Brautpaar, vornehmer freilich als Paolino und Carolina —"

„Laßt doch den guten Cimarosa in Frieden, Teufelspater, und kommt zur Sache," rief Medoro zwischen Aerger und froher Ueberraschung.

„Oho! den Pater warfen wir in den Kehricht; ich bin Abbé geworden" . . .

„Gratulire von Herzen, reverendissimo Abbate, doch davon ein ander Mal . . ."

„Also ein Brautpaar, vornehmer als —"

„Ich weiß schon."

„Ein Brautpaar, welches im Ausnahme-Fall nur vom Erzbischof der Stadt vermählt werden kann, indem Monsignore die betreffenden Namen in das goldne Buch einträgt. Den Erzbischof von Genua hätten wir in der Tasche! Hier bin ich, ausgerüstet mit dem Nothwendigen —"

Medoro's Züge verklärten sich; er holte tief Athem, als wichen Bergeslasten von ihm.

„Monsignore von Palermo ersucht den Collegen in Genua um die kleine Gefälligkeit" . . .

„Wie kam er nur darauf?"

Vincenzo blinzelte mit den Augen: „Unsere Beatrice!" gab er zu verstehen, und mit Salbung setzte er hinzu: „Das ist eine Dienerin der alleinseligmachenden Kirche, wie es deren keine Zweite giebt; sie spendete reichlich der erzbischöflichen Armenkasse . . . Monsignore war wohl geneigt, der edlen Familie der Ossunnas einen Gegendienst zu erweisen. — Also nochmals Glück auf, erlauchter Bräutigam! Seht, was unsere Kirche ihren Kindern gestattet! Eine liebende Mutter könnte nicht zärtlicher sorgen!" leise setzte er hinzu, indem er eine Prise nahm, „Ihr werdet es an Dankbarkeit nicht fehlen lassen, theuerster Herzog, nicht so?"

Medoro konnte ein sarcastisches Lächeln nicht unterdrücken: „Unsere Kirche sollte unter Umständen ebenso willig lösen als binden, — das wäre vernünftig und unserer Zeit gemäß! Wer ersetzt mir die verlorenen langen, bangen Tage voller Ungewißheit, wer — genug davon!“ Mit freundlichem, herzgewinnenden Blick reichte der Herzog dem Abbé die Hand, „an Erkenntlichkeit werde ich es niemals fehlen lassen! mein Wort darauf!“

Der schlaue Priester neigte zustimmend den Kopf. „Nun verlasse ich Euch, Illustrissimo, — in einer halben Stunde bewilligt mir Monsignore eine Audienz.“

Kaum hatte der neugebackene Abbé Medoro verlassen, so erschien Don Cosimo. „Liebster Herzog, wollen Sie mir eine Gunst erweisen?“

„Ford're, befiehl! ich folge,“ heißt es im Titus von Metastasio,“ rief Medoro übermüthig vor Freude.

„Von Metastasio und von Mozart, bitt' ich zu bemerken. Vernehmt, Medoro mio: der famose Bassist, Aeneas Amodio, mein Schüler, möchte zuerst in Catania meine Oper singen.“

„Aeneas zieht Euch magnetisch nach Catania, wo Ihr die Oper einstudiren möchtet?“

„Ungefähr so!“

„Doch wohin unterdessen mit dem unglücklichen Brautpaar? Beruhigt Euch,“ versetzte Medoro mit verheißungsvollem Blick, „auch ich gehe nach Catania und zwar reise ich Euch voraus —“

„Und Margarita?“

„Die Herzogin de Ossunna reist mit ihrem Gemahl. In wenigen Tagen schreibt der Erzbischof von Genua unsere Namen in's goldene Buch . . . alle Vorbereitungen dazu sind getroffen.“

„Herrlich! und so wäre uns Allen aus der Verlegenheit geholfen! Ihr seid nun einmal ein Freudenspender, Herzog!“

„Ihr dürft mich nie mehr anders, als Euern Sohn nennen!“

„Wohlan, mein Sohn, mein Medoro, laß Dich umarmen! — Wirst Du sie glücklich machen?“ flüsterte der zärtliche Vater dem Bräutigam in's Ohr.

Beredter als tausend Worte antworteten ihm des Herzogs feuchte, vor Glück und Rührung strahlende Blicke.

Ende des zweiten Bandes.

18.2.10